

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislise für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die französische Deputirtenkammer.

Die Kammer der Deputirten, der wichtigste Theil der französischen Volksvertretung, ist nun auseinandergegangen und an Stelle ihrer oft so tumultuarischen Verhandlungen ist die nicht weniger tumultuarische Wahlagitation getreten. Wenn schon die Kammer eine eminente republikanische Majorität aufzuweisen hatte und sonach der gegenwärtig in Frankreich bestehenden Staatsform äußerlich entsprach, so wird das Andenken an diese Versammlung doch kein sonderlich angenehmes sein. Ein Blatt widmet ihr das geflügelte Wort: „Sie hat das Defizit votirt!“ und trifft damit den Nagel so ziemlich auf den Kopf.

Ja, diese Versammlung ist mit den Mitteln Frankreichs recht leichtfertig umgegangen und es fragt sich, ob eine neue Kammer im Stande sein wird, das angerichtete Unheil wieder gut zu machen. Die Franzosen nehmen die Sache sehr leicht, zu leicht, wie uns scheint, und sind weit mehr darauf bedacht, ihren doktrinären Liebhabereien Raum zu schaffen, als die freßenden Schäden der Staatswirtschaft zu beseitigen. Sie machen gleichende Projekte für die Zukunft und denken viel zu wenig über die Mittel nach, die Gegenwart erträglich zu gestalten.

Die Kammer hat vor einiger Zeit die Regierung des Schaupolitikers Jules Ferry gestürzt, aber sie stürzte damit ihr eigenes Ansehen. Sie hatte auf einer ihrer wichtigsten Rechte, auf die Entscheidung über Krieg und Frieden, freiwillig verzichtet. Der Krieg in Ostasien wurde angezettelt, als die Kammer nicht beisammen war; man bekümmerte sich gar nicht um ihre Einwilligung. Als die Kammer nach diesem eigenmächtigen Akt der Regierung wieder zusammentrat, hätte ihr Erstes sein müssen, von der Regierung Rechenschaft über deren Eigenmächtigkeit zu fordern. Sie that aber dies nicht und that sogar das Gegentheil, indem sie der Regierung die verlangten Kredite zur Fortführung des vom Jaun gebrochenen Krieges ohne Weiteres bewilligte. Es ist kaum jemals dagewesen, daß in einem demokratischen Staatswesen die Volksvertretung so leichtfertig auf eines der wichtigsten Volksrechte, die Entscheidung über Krieg und Frieden, Verzicht geleistet hat.

Die Reformarbeiten, welche die Kammer in ihrer vierjährigen Legislaturperiode geleistet hat, sind so unbedeutend, daß es sich gar nicht lohnt, sie aufzuzählen. Dagegen hat sie die Getreide- und Viehzölle erhöht und gegen hat die Listenstrutinium eingeführt. Dies erinnert sehr an die berüchtigten zwei Drittel des National-Konvents. Als diese reaktionär gewordene Versammlung 1795 abtrat, beschloß sie, daß zwei Drittel der neuen Volksvertretung aus den gegenwärtigen Konventmitgliedern gewählt werden

mühten. Das Listenstrutinium ist ein anderes Mittel zum selben Zweck, denn die Kammer resp. die Majorität hofft sich damit ihre Sitze zu erhalten. Es zeugt von innerer Schwäche, wenn eine Versammlung zu einem solchen Mittel greifen muß. Im Uebrigen kann sich das Listenstrutinium sehr rächen. Jetzt sollen die gegnerischen Minoritäten mittelst des Listenstrutiniums noch völlig ausgemerzt werden. Wenn die öffentliche Stimmung einmal umschlägt, so kann das Listenstrutinium bewirken, daß den Republikanern nicht einmal eine Minorität bleibt. Sie hätten sich durch zeitgemäße Reformen und durch eine friedliche und sparsame Politik die Zuneigung und das Vertrauen des Landes erwecken sollen; dann hätten sie sich vor den Umtrieben der Reaktionäre nicht zu fürchten gehabt und brauchten nicht zu einem so kläglichen Mittel, wie das Listenstrutinium ist, zu greifen, um sich die weitere Herrschaft zu garantiren. Diese republikanische Partei in ihren merkwürdigen Schattierungen scheint es als ihre Aufgabe zu betrachten, die Republik auf möglichst unsicheren Boden zu stellen. Man darf freilich nicht vergessen, daß jetzt alle die politischen Streber und Deutemacher, die genau genommen dem leichtesten Liberalismus angehören oder auch gar keine Gesinnung haben, unter der republikanischen Flagge segeln. Diese betrachten Staat und Regierung als milchende Kuh und ihnen kommt es nicht darauf an, dem französischen Volke ein jährliches Defizit aufzuwälzen, wenn nur sie selbst dabei ihre Beute machen.

Wie wenig Verständnis die Kammer für die brennendsten Zeitfragen besaß, das bewies sie durch ihr Verhalten in der Arbeiterfrage. Obgleich sich eine Menge von wirtschaftlichen Katastrophen unter den Augen der Kammer vollzogen, obgleich in der glänzenden, von Vergnügungen rauschenden und leichtsinnigen Stadt Paris das düstere Gespenst des Massenelends Allen sichtbar erschien, so zeigte die Kammer weder Verständnis noch Eingegenkommen für die Nothlage des arbeitenden Volkes. Die Regierung ließ durch Ferry erklären, die Zahl der verletzten Gegenstände in den Leihhäusern habe nicht zugenommen, und glaubte mit diesem Troste das Volk abspresen zu können. Einige Abgeordnete, die sich für Sozialökonomien hielten, darunter der halbverrückte Proudhonist Langlois, hässelten ihre vorläufiglichen ökonomischen Gemeinplätze ab und glaubten damit alles nur Mögliche für die Arbeiter gethan zu haben. Schließlich setzten sie einen Ausschuß „zur Untersuchung der Arbeiterkrisis“ ein. Dieser Ausschuß hat in seinem langen Dasein nicht einmal eine anständige Arbeiterstatistik zu Stande gebracht und fast hätte es scheinen können, als habe er seine Materialien den Tagesblättern entnommen.

In den öden Debatten dieser Kammer ist auch nicht

einmal der Gedanke an eine einschneidende Sozialgesetzgebung aufgetaucht. Was soll der Arbeiter von dieser Republik halten, wenn sie sich nicht um seine Noth bekümmert? Allein daran denkt die regierende Bourgeoisie in ihrem groben Materialismus nicht. Sie sitzt jetzt im Rohr und schneidet sich Pfeifen. Der Staat ist für sie nur ein Apparat, der ihre Spekulationen fördert. Einen anderen Zweck scheint sie ihm nicht zuzuschreiben.

Man befürchtet, der Wahlscharlatanismus werde bei uns die erste Gesetzgebungsarbeit tödten! — So äußert sich ein Pariser Blatt. Diese Befürchtung ist in der That nicht unbegründet. Eine Menge der Kandidaten, die auf dem Schauplatz erscheinen, haben auch gar nicht die Absicht, dem Lande durch eine ernste Gesetzgebungsarbeit nützlich zu sein. Sie lassen sich wählen, um von den einflussreichen Politikern ein einträgliches Amt zu bekommen oder das Mandat irgendwie sonst zu sekundären Zwecken zu verwerthen und dabei noch die reichlichen Diäten (11 000 Franks jährlich) und die freie Eisenbahnfahrt zu haben. Das Listenstrutinium wird diesen Zustand eher fördern, denn ihm Abbruch thun.

Die Blätter, welche den Anschauungen des Spießbürgerthums sich anbequemen, machen der Kammer den Vorwurf, sie habe sich zu sehr dem Radikalismus ergeben. Das ist offenbar der einzige der der Kammer mit Unrecht gemacht wird. An „radikalen“ Phrasen hat es in der Kammer allerdings nicht gefehlt, wohl aber an radikalen Reformen. Man hat nicht einmal gewagt, das Joch des von Napoleon I. mit dem römischen Stuhl geschlossenen Konfords abzuschütteln und die so oft versprochene radikale Schulreform ist auch heute noch weiter nichts als ein schöner Traum. Eine vollständige Steuerreform, die alte demokratische Forderung der Ersetzung aller Steuern durch eine einzige progressive Einkommensteuer, ist von Niemanden auch nur angedeutet worden. Natürlich, die regierenden „Republikaner“ finden es ganz angenehm, die Kosten für ihre Kriege dem Volke durch indirekte Steuern aufzubürden.

Was wird die Zukunft bringen? Wenn sie nichts Besseres bringt, als was in der alten Kammer war, dann haben die Franzosen keine Aussicht, von dem bisher geübten Regierungssystem befreit zu werden, das sie in gefährliche kriegerische Unternehmungen verwickelt und ihnen schwere finanzielle Lasten aufwägt. Es giebt in Frankreich eben mehr als einen Ferry; dieser Staatsmann ist ein Typus der herrschenden Koterie.

Politische Uebersicht.

Politische Erhebungen über die Sittlichkeitsverhältnisse, die Wirkung der polizeilichen Aufsicht über

die Aufforderung an sie gerichtet wurde, in das Thal hinabzusteigen und dort Rede zu stehen.

Die drohende Art, in welcher man von allen Seiten herbeieilte, und die ungestümen, feindliche Absichten verathenden Zeichen schienen den Fremdlingen in dessen keine Besorgnis einzuslösen. Sie verharrten in ihrer ruhigen, bis zu einem gewissen Grade würdevollen Haltung und beharrlich schlugen so ungestört mit einander, als wenn sie die Unverwundbarkeit eines Achilles besäßen hätten.

Als die Mormonen aber, um die vermeintlichen Räuber nicht entfliehen zu lassen, sich in einen Halbkreis vor der Felswand aufstellten und ihre Aufforderung an die Indianer immer drohender und dringender wiederholten, schlug der größere der beiden Krieger, der sich vor seinem Kameraden durch einen von sein Haupt geschlungenen bunfarbigen Shawl auszeichnete, die Arme über seine hohe Brust zusammen, und indem er noch dichter an den Rand des Felsens herantrat, rief er mehrere Male mit wohlklingender, auffallend sanfter Stimme das Wort „Acho!“ *) hinunter, wobei er in der zutraulichsten Weise lächelte und nickte.

Die Aufregung der Mormonen wurde dadurch nicht beschwichtigt; im Gegentheil, sie schrieben die sichere Haltung der Fremdlinge dem Bewußtsein zu, sich dort nicht ohne hinreichenden Schutz zu befinden, und von Neuem brachen die Patrouillen auf, um die Schluchten nach verborgenen Feinden zu durchspähen.

Ein großer Theil blieb dagegen vor der Felswand zurück, entschlossen, die Indianer lieber herunter zu schießen, als sie entkommen zu lassen.

Dieser Vorsorge bedurfte es jedoch nicht; denn der mit dem Shawl geschmückte Krieger wendete plötzlich den Kopf rückwärts und rief laut und deutlich den Namen „Navarupe“ aus, worauf er, seinem breitschultrigen Gefährten voran, gewandt den Abhang hinunter zu klettern begann.

Sie hatten die Hälfte ihres gefährlichen Weges zurückgelegt, da stießen die sie bewachenden Mormonen einen Ruf besorgnisvoller Verwunderung aus, denn sie bemerkten, daß auf der

*) „Acho!“ „gut“, eine Art Begrüßung der Aolorado-Indianer.

Feuilleton. Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung

von
Balduin Willhausen.

(Fortsetzung.)

Allmählig erhob man sich von den Feldbüschen und vom grünen Rasen, auf welchem für die meisten gedeckt gewesen, und geschäftig begaben sich Frauen und Kinder an den Fluß, um die gebrauchten Geräthschaften zu reinigen. Raum aber hatten die ersten den nur wenig Wasser führenden Bach erreicht, so schauten sie verwundert und mit einer Anwandlung von Schrecken auf die getrübbten und von Blut getöbten Fluthen.

Auf ihren Ruf eilten von allen Seiten Männer herbei, und nachdem diese sich überzeugt, daß die Farbe des Wassers wirklich von frisch vergossenem Blute herrühre, trennten sich ein Duzend bewaffnete Jäger von der übrigen Gesellschaft und folgten langsamen Schrittes dem Flüschen stromaufwärts, um die Ursache dieser verdächtigen Erscheinung zu erforschen.

Sie näherten sich schnell dem Engpaß, in welchem das Pferd von den Wilden getödtet worden war, und wenn auch das Wasser sich dort wieder geklärt hatte, so entdeckten sie doch bei genauerer Untersuchung noch immer einen schmalen rothen Streifen, der eben erst im Begriff war, sich mit den sprudelnden Fluthen zu vermischen.

Mit größerer Vorsicht, als bisher, drangen sie in den Paß ein, und ein unbestimmter Schrecken bemächtigte sich Aller, als sie plötzlich den blutigen Kopf eines ihrer besten Pferde gewahrten und den sichersten Beweis von der Nähe feindlicher Indianer erhielten.

Ihr erster Gedanke war, daß ihr Lager umzingelt sei und daß im nächsten Augenblick die unsichtbaren Feinde aus den Schluchten und Felspalten hervorstürzen und mit einem Blutbade unter den wehlosen Weibern und Kindern beginnen würden.

Vollen Laufs eilten sie daher nach dem Lager zurück, und indem sie die Schildwachen auf den Höhen ermahnten, auf ihrer Hut zu sein, riefen sie sozuleich die ganze streitbare Mannschaft zusammen, um so schnell wie möglich die nöthigen Maßregeln zur Vertheidigung zu treffen.

Ein wirres, lebhaftes Treiben entstand jetzt unter den Mormonen. An einer gewissen Ordnung aber, und an der Stille, mit welcher die ertheilten Befehle sogar von Weibern und Kindern ausgeführt wurden, erkannte man sehr wohl, daß Umsicht und Strenge in dem Lager walteten und man keineswegs auf dergleichen störende Zwischenfälle unvorbereitet war.

Hier flüchteten Frauen und Kinder nach den Blockhütten, dort vertheilten sich die mit Büchsen bewaffneten Männer bei den Wagen, während eine größere Abtheilung sich nach dem Rande des Thales hinüber begab, um die Pferde und Maulthiere herbeizutreiben, und zwei andere, jede aus nur vier Mann bestehend, sich anschlössen, in die Schluchten einzudringen, um sich eine genauere Kenntniß von ihrer vermeintlich gefährvollen Lage verschaffen zu können.

Die Patrouillen waren aber noch nicht aus dem Gesichtskreise der Zurückbleibenden getreten, da lenkte plötzlich ein jauchzender Ruf und einige in ähnlicher Weise ausgestoßene, aber unverständliche Worte die Aufmerksamkeit Aller nach dem südlichen Thale hinüber.

Auf dem äußersten Rande der schroffen Felswand, hinter welcher der Rio Virgin in den bis an den Colorado fortlaufenden Engpaß eintrat, standen zwei unbewaffnete und unbedeckte Indianer von riesenhaftem Körperbau, welche offenbar sich nicht nur bemerklich machen wollten, sondern auch eine Zusammenkunft mit den Mormonen herbeizuführen wünschten.

Wie sie dort hinaufgekommen waren und ob sie daselbst schon lange zugebracht hatten, wußte Niemand; doch wurden sie von den Mormonen selbstverständlich als mit zu der Bande gehörig betrachtet, von welcher in dem gegenüberliegenden Paß die blutigen Zeichen zurückgelassen worden waren.

Es ging wenigstens daraus hervor, daß die Mündungen mehrerer Büchsen sich hoben und durch Geberden und Ruf

Prostituirte, über die Zahl und die Lage der in Fabriken und andern gewerblichen Anstalten beschäftigten Mädchen und Frauen und über sonstige, die öffentliche Sittlichkeit betreffende Zustände, sollen in verschiedenen Städten des Reichs gegenwärtig im Gange sein. Ob es sich hier um vereinzelte Feststellungen oder allgemeine Anordnungen handelt, ist nicht bekannt.

Die Wahlkreise verschärfert werden, geht aus einer Korrespondenz hervor, welche dem „Fest. Journal“ vom Launus zugeht. Nach derselben will die „deutsch-freisinnige“ Partei den Nationalliberalen in Nassau den „Rheinkreis“ für die Landtagswahlen als Preis für eine Unterstützung bei der Ersetzung zum Reichstag im Wahlkreise Höchst-Domburg anbieten. Die Meldung wird freilich von der „Ab. Kor.“ auf das Entschiedenste bestritten! — Neu ist es nicht, daß die „liberalen“ Parteien derartigen Schacher betreiben. Öffentlich werden aber die Wähler jetzt, nachdem der Handel bekannt geworden ist, sich nicht wie eine Hammeleerde zur Abstimmung für den aufgedrungenen Kandidaten treiben lassen.

Zur Enquete. Die erste amtliche Kundgebung einer preussischen Behörde über die auf Veranlassung des Reichslanklers anzustellende Untersuchung über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen liegt in einer Bekanntmachung der Regierung zu Arnberg vom 4. d. M. vor. Nach derselben sollen in Gemäßheit der vom Minister für Handel und Gewerbe getroffenen Anordnungen zunächst alle Industrie- und Gewerbszweige, in welchen überhaupt eine Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen vorkommt, ermittelt werden. Eine ähnliche Verfügung ist von Seiten des königl. Regierungspräsidenten zu Pommern am darauffolgenden Tage (6. d. M.) ergangen. Dieselbe hat folgenden Wortlaut:

Um eine Grundlage für die über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen anzustellenden Ermittlungen zu gewinnen und besonders, um feststellen zu können, für welche Industrie- und Gewerbszweige eine durchgehende Arbeit an Sonn- und Festtagen nach der Beschaffenheit des Betriebes erforderlich ist, oder bei einem eventuellen allgemeinen Verbot ausnahmsweise zu gestatten sein würde, ist es erforderlich, zunächst festzustellen, in welchen Industrie- und Gewerbszweigen überhaupt eine Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonntagen stattfindet. Um für diese vorzunehmende Feststellung die beiderseits wünschenswerthe Genauigkeit zu erreichen, ersuche ich die Interessenten aus sämtlichen Industrie- und Gewerbszweigen des Pommerschen Bezirks, bei denen eine Sonntagsarbeit stattfindet, bis zum 15. d. M. den betreffenden Herren Kreis-Vorständen und in Gütlich und Pommern der Polizeiverwaltung darüber eine kurze Mittheilung mit genauer Angabe des Gewerbszweiges und dem Befuge „Fabrikbetrieb“ oder „Handwerkbetrieb“ zugehen zu lassen.

Die Ortsbehörden im Regierungsbezirk Pommern sind aufgefordert worden, diese Verfügung unverzüglich zur Kenntniss der Beteiligten zu bringen. Die Enquete über die Sonntagsruhe soll, wie aus dem Obigen mittelbar folgt, in Pommern bereits am 15. d. M. geschlossen sein; das „unverzüglich“ ist also streng zu nehmen. Ein Schlusstermin für das Reich ist noch nicht festgesetzt. Im Gange sind die Erhebungen aller Orten.

Der Minister für Handel und Gewerbe und der Minister des Innern haben an den Regierungspräsidenten zu Oppeln unterm 4. August folgendes Reskript erlassen:

„Ew. Hochgeboren erwidern wir auf den gefälligen Bericht vom 3. d. M. ergebens, daß die Zulässigkeit der Festsetzung der durch Uebertretung des § 81 des Krankenversicherungs-Gesetzes vom 15. Juni 1883 verwirkten Strafen durch die Ortspolizeibehörde in Gemäßheit des § 1 des Gesetzes, betreffend den Erlass polizeilicher Strafverfügungen wegen Uebertretungen, vom 23. April 1883 (G. S. S. 65) unbedenklich erscheint, da die bezeichneten Uebertretungen in den polizeilichen Verwaltungsbereich einer anderen Behörde nicht fallen. Die fernere Frage, in welche Klasse die endgültig festgesetzten Geldstrafen zu stellen haben, regelt sich demgemäß nach § 7 des Gesetzes vom 23. April 1883.“

Konfessionelle Unuldamsamkeit. Der „deutschen Reichszeitung“ schreibt man aus Straßburg: „Leider erst jetzt bin ich in der Lage, Ihrem Blatt ein Vorkommniß mitzutheilen, welches hier großes Aufsehen erregte, da es den unter der protestantischen Studentenschaft der hiesigen Universität immer breiteren Boden gewinnenden Katholiken nur zu deutlich kennzeichnet. Durch Rektoratsbescheid und Anschlag am schwarzen Brett vom 7. v. Mts. wurden zwei der konfessionslosen Verbindung „Bologina“ angehörende protestantische Studenten von der Universität fortgewiesen und die Verbindung selbst auf ein Jahr aufgehoben. Die beiden Gemakregelten — der Eine ist sogar Studiosus der evangelischen Theologie! — hatten am 7. Juni c. Abends ohne irgendwelche Veranlassung mehrere Mitglieder der hiesigen farbentragenden katholischen Studentenvorbindung „Badenia“ aus reinem konfessionellen Haß zunächst auf dem Bahnhofs zu Appenweier in bubenhafter Weise beschimpft und thätlich angegriffen, sodann den Senior der Verbindung vor dem hiesigen Regierthor von einem Hinterhalt aus überfallen und so barbarisch mit Knüttelstößen über

den Kopf mißhandelt, daß man anfänglich für das Leben des hoffnungslosen Jünglings fürchten mußte. Obendrein suchte sich im Verhöre das sonderbare Exemplar von einem Theologiestudenten durch nichtswürdige Verdächtigungen des Rikhandelten herauszulügen, so daß er im Anschlage noch „grober Unwahrheit“ geziehen werden mußte. Beide Ausgewiesene stammten aus dem Elsaß. — Derartige Vorfälle sind unter Studenten, einschließlichs derjenigen der Theologie, keine Seltenheit. Es steht in Deutschland mancher Pfarrer auf der Kanzel und predigt Moral und Nächstenliebe, der als „flotter Bruder Studio“ ganz trefflich blutige „Schmiss“ auszuheilen verstand.

Zur Kolonisation. Aus Wilhelmshafen erhält das „Norddeutsche Wochenblatt“ eine Zuschrift, in welcher auch eines „Kattosenbrieft“ Erwähnung getan wird. Der Brief ist aus Kamerun, an Bord des „Bismarck“ geschrieben; in demselben heißt es über die Breiterei dre Kolonialagenten folgendermaßen:

„Erwähnt mag hier sein, daß unsere Landleute in der Fremde das Wort „Verdienen“ besonders groß schreiben. Dies gilt auch von den Bismarck'schen Agenten, von denen wir Vieles beziehen müssen, da wir mit den Eingeborenen nicht handeln dürfen. Für eine Kiste Bier nahmen sie uns die Kleinigkeit von 50 Mark ab, während wir dieselbe Kiste mit 48 ganzen Flaschen von anderer Firma mit 30 Mark bezahlten. Für eine Biere, von den Negern eingehandelt, für einige Perlen oder ein Meter Zeug und dergleichen müssen wir 20 bis 30 Mark bezahlen, für das Ei pro Stück 50 Pf.“

Der Einfender aus Wilhelmshafen macht dazu noch die Bemerkung, daß das Deutsche Reich es sich ein anständiges Stückchen Geld kosten lasse, den Handel der Hamburger und Bremer Kolonialmaklode durch seine Marine zu beschützen. Zum Dank dafür würden die Beschützer durch ihre Schützlinge in derart unerhörter Weise ausgebeutet.

Im Prozeß Viesle machte bekanntlich die Aussage einer Frau Camphausen Aufsehen. Dieselbe meldete sich am letzten Tage, wie sie sagte, aus Gewissensangst, um zu bezeugen, daß sie mit ihrer Tochter den Viesle am Abend vor der That am Thortort gesehen habe. Frau C. hat ein chronisches Leiden und nimmt unter Berufung darauf Unterstützungen in Anspruch von allen Seiten; sie verschont weder Vereine noch Private, weder Frankfurter noch auswärtige mit ihren Gesuchen. So hat sie auch die Frankfurter barmherzigen Schwestern und die Franziskanerinnen jahrelang zu Unterstützungen herangezogen, die von der Zeit an aufhörten, als man den Charakter dieser Dame besser kennen lernte. Nun theilte vor vierzehn Tagen die „Europäische Korrespondenz“, aus durchaus glaubwürdiger Quelle mit, daß die Oberin der Barmherzigen Schwestern (Dienstmägde Christi) in die Frau Camphausen gedrungen sei, „durch Zeugnisaussagen ihr Gewissen zu erleichtern, und ihr schließlich, als sie aus Furcht vor den Anarchisten sich dessen geweigert, mit der ewigen Verdammnis gedroht habe. Der armen Frau blieb in ihrer Bedrängnis keine andere Wahl, als auf den Zeugenstand zu treten und den Angeklagten als diejenige Person zu bezeichnen, welche am Abend vor der That in dem Vorgarten des Kumpff'schen Hauses das Terrain relognoziert habe.“ Die Schwestern, namentlich die Oberin, waren wie aus den Wolken gefallen, und im „General-Anzeiger“ wurde diese Mittheilung als eine grobe Unwahrheit erklärt. Die „Europ. Kor.“ aber versichert, ihr Gewährsmann halte seine Angaben vollinhaltlich aufrecht. Nunmehr hat die Oberin sich zur ebliden Aussage erboten, „daß sie die Frau C. seit Dezember 1884 weder gesehen noch gesprochen habe.“ Wer hat nun recht?

Aus Mecklenburg-Schwerin wird der „Bos. Bzg.“ geschrieben: „Daß man auch hier zu Lande auf Seiten der konservativen Partei die Möglichkeit der Umblätter für die politische Bearbeitung der Bevölkerung zu schätzen weiß, ergibt sich aus einer amtlichen Bekanntmachung, nach welcher die Redaktion, der Druck und der Verlag des „Oeffentlichen Anzeiger für die Domänenämter Schwerin und Coirzig“ der Bärensprung'schen Buchdruckerei zum 1. Oktober gelündigt worden ist und von da an dem Buchdruckereibesitzer Herberger übertragen werden wird. Dieses Blatt soll dann wöchentlich zweimal und um einen politischen und erzählenden Theil vergrößert erscheinen. Zur Erläuterung dieser Veränderung dient, daß der Besitzer der erstgenannten Druckerei der liberalen, Herr Herberger aber der konservativen Partei angehört, auch bereits Drucker und Verleger der „Meckl. Landesnachr.“ und in Behinderungsfällen auch Stellvertreter des Redakteurs dieses zum Folge Stöcker's gehörenden Blattes ist. Ferner, daß an der Spitze des Amtes, dessen „Oeffentlicher Anzeiger“ der Wandel unterzogen wird, der konservative Reichstagsabgeordnete, Landdrost v. Weisberg, derselbe, welcher den Reigen der mecklenburgischen Deklaranten für Stöcker eröffnet hat, sich befindet.“

Danzig, 10. August. Wie seiner Zeit gemeldet wurde, war gegen die 42 ausländischen Bewohner Danzigs, welche bei der Reichstagswahl am 28. Oktober v. J. in dem Glauben, daß sie, weil in den Wählerlisten verzeichnet stehend, wahlberechtigt seien, mitgestimmt und dadurch die Ungültigkeit der Wahl herbeigeführt hatten, von der Staatsanwaltschaft Anlage

wegen intellektueller Wahlfälschung erhoben worden, indem die Staatsanwaltschaft der Ansicht war, daß durch Unterlassung des Vermerks „Ausländer“ in den zum Zweck der Klaffensteuer-Berathung zirkulirenden Hauslisten die Angeklagten ihre Aufnahme in die Wählerlisten beabsichtigt hätten. Wie die „Danz. Bzg.“ vernimmt, hat nun die Strafkammer des dortigen Landgerichts die Zulassung dieser Klage und die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt. Dieser Beschluß soll allerdings von Seiten der Staatsanwaltschaft durch das Rechtsmittel der Beschwerde angefochten sein, so daß eine rechtskräftige Entscheidung noch nicht vorliegt.

Italien.

Die radikale Agitation macht gute Fortschritte. Wie der „Bos. Bzg.“ mitgeteilt wird, befindet sich das Centrum derselben in Mailand. Die zahlreichen Arbeitervereine, welche dem in jener Stadt bestehenden „Consolato operajo“ angehören, haben die nachstehende Tagesordnung votirt: Im Hinblick auf die Prinzipien, welche die Basis der Erlösung des Vaterlandes waren; auf die Prinzipien des Rechts aller Völker ohne Unterschied der Farbe; auf die Prinzipien der Menschlichkeit und der Brüderlichkeit, welche durch die Expedition nach Afrika verletzt wurden; im Hinblick auf die Bedürfnisse der Arbeiter, welche die Abrüstung und den Frieden benötigen, damit die Industrie und das soziale Wohlbefinden gefördert werden; leitet die Versammlung der dem Arbeiter-Konsulat zugeschriebenen Gesellschaften in Italien eine Agitation ein, damit unsere Truppen aus Afrika zurückgerufen werden, und sie wird zu diesem Zweck eine erste öffentliche Zusammenkunft in dem neuen Salon des „Consolato“ abhalten. — Seit einiger Zeit vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht über eine Arbeitseinstellung an diesem oder jenem Orte berichtet würde. Diese Arbeitseinstellungen geschehen leider häufig genug, weil man den armen Leuten die Erfüllung ebenso berechtigter als bescheidener Forderungen verweigert, wie dies der folgende Fall beweist. In San Donato bei Verona verweigerten die bei den Artilleriebauten am Torrente Alpona beschäftigten Arbeiter ihre weitere Beihilfe und zerstörten eine über den Alpone hergestellte provisorische Brücke. Trotz des letzteren Exzesses fanden es die Behörden angemessen, in der Weise zu vermitteln, daß sie die Bauunternehmer eruchten, den recht geringfügigen Lohn der Leute einigermaßen aufzubessern, thätlich nahmen dieselben die Arbeit gegen Bewilligung einer geringfügigen Lohnerhöhung wieder auf.

Großbritannien.

Auf zwei große Skandale wird jetzt vielfach von englischen Zeitungen angepielt und in den Londoner Klubs wird offen davon gesprochen. Der eine ist ein Ehescheidungsprozeß, den der Adokat Donald Crawford gegen seine Frau angestrengt hat. In dieser Sache spielen der frühere Minister Sir Charles Dille und Frau Crawford die Hauptrollen. Der Fall ist von erschwerenden Umständen begleitet. Die Dame hat ihrem Gatten ein vollständiges Geständnis abgelegt. Der Betreffende hat dem Gatten die Summe von 10 000 Pfund für sein Schweigen angeboten. Der andere Skandal bezieht sich auf das Gerücht, daß in einem der von der „Ball Mail Gazette“ berichteten Fälle von Verführung dreizehnjähriger Mädchen ein anderes hervorragendes Mitglied des früheren Ministeriums betheilt sei. Der Name dieses Herrn wird in Verbindung mit dieser schmutzigen Angelegenheit so beherlich genannt, daß ein irisches Mitglied gedrungen hat, eine darauf bezügliche Frage im Parlament zu stellen.

Ueber den ersten Fall wird noch aus London vom 10. geschrieben: „Schon seit geraumer Zeit waren Gerüchte im Umlauf, daß Sir Charles Dille, der frühere Präsident des Lokalregierungsamtes und Mitglied des Cabinets Gladstone's, ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau unterhalte und demnach in einen Ehescheidungsprozeß verwickelt werden würde. Diese Gerüchte erklärten zum Theil die in verschiedenen Zeitungen auftauchenden Meldungen, daß Dille in Kurzem sein Mandat für Chelsea niederzulegen und vom politischen Schauplatz gänzlich zurückzutreten gedente. Dann hieß es, daß Anstrengungen gemacht werden, um die unangenehme Affaire zu vertuschen. Diese Bemühungen scheinen indes nicht erfolgreich gewesen zu sein, denn Sir Charles Dille ist jetzt thätlich der Beteiligung an einem Ehebruch angeklagt worden. Hr. Donald Crawford, ein Adokat, klagt beim Londoner Ehescheidungs-Gerichtshofe auf Scheidung von seiner Frau Virginia Mary wegen Ehebruchs, den sie, wie die Klage behauptet, mit dem Baronet und Parlamentsmitgliede Sir Charles Dille verübt haben soll. Der sensationelle Prozeß wird in Kurzem zur Verhandlung gelangen. Frau Crawford zählt erst 20 Jahre, während ihr Gatte viel älter ist. Sie ist die Schwester der Wittve Ashton Dille's, eines Bruders Sir Ch. Dille's. Sir Charles ist seit 1874 Wittmer und Vater eines elfjährigen Knaben. Er hat an den Vorstehenden des liberalen Vereins von Chelsea ein Schreiben gerichtet, worin er die gegen ihn erhobene Beschuldigung als unwahr bezeichnet und sagt, er sehe dem Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung mit Zuversicht entgegen. Er erucht den Vorstehenden, eine Sitzung des Rathes des liberalen Vereins einzuberufen, damit der Thot-

Stelle, wo die beiden Krieger eben noch gestanden, steht ein junger, schlanker Bursche kauerte, der auf geheimnißvolle Weise hinter den nächsten Felsblöcken hervorgeglitten war. Derselbe zeigte ebenfalls, trotzdem er sein Gesicht, bis auf einen von der Stirn über die Nase und das Kinn laufenden feuerfarbigen Strich, schwarz bemalt hatte, ein durchaus friedfertiges Aeußere. Dagegen weigerte er sich standhaft, in das Thal hinabzusteigen, und alle an ihn ergehenden Rufe und Aufforderungen beantwortete er nur durch ein stoisches verneinendes Schütteln seines Kopfes.

Die Mormonen drangen endlich nicht weiter in ihn, denn sie begriffen, daß er als Schildwache dort aufgestellt sei, um über das Geschehnisse seiner Gefährten zu wachen und, im Falle dasselbe eine böse Wendung nehmen sollte, seine übrigen Stammesgenossen, die vielleicht zu vielen Hunderten ringsum zwischen den Felsen verborgen waren, sogleich davon in Kenntniss zu setzen.

Die beiden Krieger waren unterdessen im Thal bei den Mormonen eingetroffen und von diesen sogleich umringt worden. Wenn aber ein Theil der über den Verlust des Pferdes erbitterten Männer die Absicht hegte, sie die hinterlistige That der Räuber entgelten zu lassen und sie demgemäß zu behandeln, so änderten sie ihren Vorsatz, als dieselben ihnen vertrauensvoll entgegentraten und ihnen mit offener, freundlicher Geberde und vielfach wiederholtem „Achotta“, die Hände reichten.

Daß diese nicht bei der Häuberei betheiligigt gewesen, war kaum zu bezweifeln, doch hielt man es für rathsam, sie streng zu bewachen, um sie für die von ihnen mutmaßlichen Genossen verübte That verantwortlich zu machen und durch ihren Einfluß sich gegen eine Wiederholung derartiger feindseliger Eingriffe zu schützen.

Die äußere Erscheinung dieser Urwilden mochte mit dazu beitragen, daß man sich rücksichtsvoller gegen sie benahm und sie mehr mit bewundernder Theilnahme, als mit besorgnißvoller Abneigung betrachtete. Denn außer dem, daß sie noch fast eine Kopfeshöhe über die größten Mitglieder der Mormonen-Gesellschaft emporragten, waren ihre Körper, ohne auffallend muskulös zu sein, von so kräftigem, untadelhaftem Bau und so klassisch schönem Ebenmaß, daß

man sie mit den Göttergestalten des antiken Olymp hätte vergleichen können, wie sie einst als Ideale der Phantasie den alten griechischen und römischen Künstlern vorgeschwebt haben mögen.“

Ein langer, flatternder Schurz von weißem Baumwollzeug bildete ihre einzige Bekleidung, während Sandalen von dickem, ungegerbtem Leder ihre Füße gegen das scharfe Gestein schützten. Als Schmuck hatten sie nur mehrere Schnüre weißer Perlen um ihren Hals geschlungen, wozu derjenige, welcher den Turban auf seinem Kopfe trug, noch einen blauen Stein und eine weiße Perle mittelst eines dünnen Riemens an seinem durchstochenen Nasenthorpe befestigt hatte. Ihr Hauptschmuck bestand indessen in den pechschwarzen Haaren, welche in unglaublicher Länge und Stärke über ihre Nacken niederfielen. Dieselben waren mit Hilfe von flebriger Erde in sechszehn bis zwanzig dicke Strähnen zusammengedreht worden und reichten bis tief auf's Kreuz hinab, wo sie alle in gleicher Länge endigten.

Ihre Physiognomien trugen den eblten indianischen Typus, zeigten aber nichts von dem wilden verschlagenen Ausdruck, welcher den größten Theil der nordamerikanischen Indianerstämme charakterisirt. Es ruhte sogar eine gewisse Offenheit und Redlichkeit auf denselben, was von vornherein zu der Vermuthung verleitet, daß sie, anstatt von dem Fleische des Wildes zu leben, ihre Nahrungstoffe einzig und allein einem üppig spendenden Boden verdankten, was im Laufe von Generationen nicht ohne Einfluß auf die Körperbeschaffenheit und Reigungen des Menschen bleiben kann.

Furchtlos und ohne ein Zeichen von Befremdung schritten sie im Kreise ihrer Eskorte dahin, als diese sie den Hüften zuführte. Der freundliche Ausdruck wich nicht von ihren dunkelbraunen Zügen, er verstärkte sich aber zu einem fröhlichen, harmlosen Lachen, wenn sie gewahrten, daß die Frauen und Kinder Scheu vor ihnen zurückprallten und sie nur aus der Ferne mit unverhohlener Scheu betrachteten.

*) Diese Schilderung der Mohave-Indianer darf nicht als übertrieben betrachtet werden.

Während sie sich nun auf dem Ufer des Flüsschens dahinbewegten, machte einer ihrer Begleiter sie auf die schwindenden Blutspuren im Wasser aufmerksam, und verbeutlichte ihnen zugleich durch Zeichen, daß weiter oberhalb ein Pferd geraubt und getödtet worden sei.

Der Krieger mit dem Shawl warf bei dieser Nachricht verächtlich die Lippen empor.

„Wallpais tödtet Amerikaner Pferd!“ sagte er in schwer verständlichen englischen Worten, der sicherste Beweis, daß er schon früher mit Weißen verkehrt hatte. „Mohaves achotta! Mohaves nicht tödteten Pferd! Wallpais schlecht: tödteten Amerikaner Pferd, tödteten Amerikaner Mann schlafend!“

Die einfachen Versicherungen des Indianers trugen so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß kaum noch Einer aus seiner Begleitung die Aussage bezweifelte. Da man aber eben so wenig die Wallpais wie die Mohaves kannte, so glaubte man noch immer mit der größten Vorsicht handeln, vor Allem aber die beiden Krieger nicht mehr aus den Händen lassen zu dürfen.

Auf dem Wege fragten sie mehrfach nach dem Kommandanten der Karavane, wobei sie andeuteten, daß sie ihm Mittheilungen zu machen hätten. Sie wiederholten ihre Frage noch einmal, als sie vor der geräumigsten der Hütten angekommen waren, und gleich darauf Jansen und Reynolds ihnen aus der Thür entgegentraten.

„Ich bin der Kommandant.“ sagte Jansen, indem er auf seine Brust wies und zugleich mit einer Art von Bewunderung die prachtvollen Gestalten in Augenschein nahm.

„Achotta“, verneigten die Indianer mit Befriedigung; dann aber kniete der Wortführer nieder, und nachdem er den Shawl von seinem Kopfe losgewunden und vor sich auseinander gebreitet hatte, nahm er mehrere Papiere aus demselben hervor, von welchen er eins seinem Gefährten, das andere aber Jansen darreichte.

Jansen faltete das Papier, welches sorgfältig in einer ledernen Umhüllung verborgen gewesen, auseinander. „Kairul, Häuptling des mittleren Mohave-Stammes“, las er laut.

Während demselben zur Erziehung unterbreitet werden könne. Wenn der Rath", fährt er fort, "der Meinung sein sollte, daß die Interessen der Partei bei der allgemeinen Wahl darunter leiden werden, daß sie Einem anvertraut worden, auf dem eine so ernste, wenn auch unverdiente Anschuldigung lastet, werde ich vorbereitet sein, vom öffentlichen Leben zurückzutreten, bis diese Anschuldigung widerlegt worden ist."

Ägypten.

Endlich ist Aussicht vorhanden, daß die durch das Bombardement von Alexandria Geschädigten in den Besitz der ihnen längst zugesprochenen Entschädigungen, welche aus der englischen Anleihe von 9 Millionen Pfund Sterling zu zahlen sind, gelangen werden. Wie man aus Alexandria meldet, wird dieselbe die Auszahlung der deutschen Ansprüche bereits am Donnerstag erfolgen.

Amerika.

Zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und der Republik Ecuador sind Verwickelungen entstanden, die, wie die „N. D. Odlz.“ meint, vielleicht ernstliche Folgen haben können. In einem Gefängnisse in Ecuador sitzt seit längerer Zeit ein amerikanischer Bürger Namens Julio A. Santos. Die Regierung der Vereinigten Staaten überzeugte sich davon, daß Santos, welcher in Ecuador geboren war, sich im Jahre 1874 in Nordamerika hatte naturalisiren lassen, daß derselbe nur nach dem Lande seiner Geburt zurückgeführt war, um eine ihm durch den Tod seines Vaters zugefallene Erbschaft zu erlangen und daß er bei diesem Anlasse auf die Anklage der Abnahme an einer Verschwörung zum Umsturz der Regierung verhaftet und ohne Prozeß eingekerkert worden war. Präsident Cleveland ordnete daraufhin an, daß Schritte zu Gunsten der Freilassung des Santos gethan werden sollten. Der Minister des Auswärtigen forderte in Folge dessen die Regierung von Ecuador auf, dem Santos einen gerechten und unparteiischen Prozeß zu gewähren, um seine Schuld oder Unschuld festzustellen, oder denselben sofort bedingungslos aus dem Gefängnisse zu entlassen. Zur Unterstützung dieser Forderung wurde das damals in Panama stationirte Ver. Staaten Kriegsschiff „Proquois“ nach Guayaquil beordert. Die Regierung von Ecuador hat sich gleichwohl noch nicht gemüßigt gelassen, dem Verlangen zu entsprechen, und es heißt sogar, sie habe sich um Ueberlassung einiger Kriegsschiffe an Chile gewandt, um seiner Weigerung den gehörigen Nachdruck zu geben. „Sollten wir“, so schreibt das oben genannte Blatt, „diese Angaben bestätigen und die kleine Republik wirklich eine so herausfordernde und beleidigende Haltung gegen die Vereinigten Staaten annehmen haben, so dürfte es zu Verwickelungen kommen, deren Lösung für Ecuador kaum vorthellhaft sein würde, denn unsere jetzige Administration hat bereits bei früheren Gelegenheiten bewiesen, daß sie sich dem Auslande gegenüber in Respekt zu setzen versteht und daß sie entschlossen ist, wo dies nöthig, mit aller Energie für Wahrung der bedrohten Rechte der Bürger unserer Republik einzutreten.“

Die Revolution in Venezuela ist nach einer auf der venezolanischen Gesandtschaft in Washington aus Caracas eingelaufenen, vom 27. Juni datirten Depesche unterdrückt und es herrsche wieder im ganzen Lande Ruhe und Frieden — bis es wieder losgeht.

Lokales.

Von hochachtbarer Seite geht der „Nat. Stg.“ unter Mitwirkung des gesammten Materials die Schilderung eines vorwärtigen Aufzugs zu, der von einem namhaft gemachten Buchhändler in Hamburg verübt wird. Diese Firma annoncirt in der „Nat. Stg.“, daß sie postfrei Bücherkataloge und dergleichen Kompletts zur Aufführung in Liebhabertheatern verleihe. Der fünfzehnjährige Sohn unseres Korrespondenten hat sich darum und erhielt nun einen indifferenten Zeug und einer Zeitschrift für Liebhabertheater Empfehlungszugänge von Büchern, deren bloßer Titel die Phantasie des Knaben in die schönste Aufregung versetzen muß. Wie nun, so fragt der Vater, wenn er hinter seinem Rücken — und wie könnte es anders werden — sich die Bücher selbst kommen läßt? Die angepriesenen Werke liegen uns dem Titel nach vor. Sie gehören zum größten Theil jener niederträchtigen Schmutzliteratur an, die unter der Maske wissenschaftlicher Erörterung darauf abzielt, den Sinn des Lesers systematisch zu verwirren. Es sind erotische Schriften der gefährlichsten Sorte, die den Kindern in die Hände zu spielen geradezu schandwüthig ist. Moralisch betrachtet, sehen diejenigen, welche aus niedriger Gewinnlust es sich zum Gewerbe machen, die Jugend durch das Zugänglichmachen solcher Lektüre auf Abwege zu leiten, genau aus dem verbrecherischen Standpunkte des Beständels, welches die „Ball-Mall-Gazette“ kürzlich bloßgestellt hat. Aber mit der moralischen Beurtheilung allein ist es nicht gethan. Und es ist zu hoffen, daß die Polizei und das Strafgesetzbuch ausreichen werden, um hier ein energisches „Dalt“ zu rufen. Welche Sklavinnen in Berlin. Daß die Enthüllungen der „Ball-Mall-Gazette“ nicht ganz spurlos an Deutschland

vorübergehen konnten, war zu erwarten. Jetzt heißt es nun, daß auch unsere Polizei der Frage näher treten und den ausländischen Agenten scharfer auf die Finger sehen wolle. Warum gerade nur den ausländischen Agenten? Es leben in Deutschland deutsche Reichsangehörige genug, die den weißen Sklavenhandel ebenso schwungvoll betreiben, wie die Ausländer. Wir meinen aber, daß es vielleicht gar wäre, ebenso viel wie auf die Agenten, auf die Entstehungsburschen der Prostitution das Augenmerk zu richten. Es ist einmal nicht zu leugnen, daß die Prostitution täglich wächst und daß sie auch ganz ohne jedes Hinzutreten der Agenten in demselben Maße wachsen würde. Der erste Grund dieser traurigen Erscheinung liegt, wie schon oft genug hervorgehoben wurde, in der fürchterlichen Niedrigkeit der Löhne für die Frauenarbeit. Es ist ein soziales Unglück, daß wir in unserer so fortgeschrittenen Zeit, gerade in Bezug auf den Werth und den Preis der Frauenarbeit, auf dem Schätzungspunkt des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts stehen geblieben sind. Wenn sich ein einzelnes, alleinstehendes Mädchen auch halb todt arbeitet, so kann sie doch kaum den nothdürftigsten Lebensunterhalt verdienen. Der Weg von ihrem Elend bis zur Prostitution ist nur ein kurzer, sehr kurzer Schritt, der von vielen Weibern außerordentlich erleichtert wird. Das Verfahren ist dabei ganz dasselbe wie in England. Da finden sich zum jungen und hübschen Mädchen mehrere sehr gutmüthige und gefällige Leute, die ihr, ohne Aussicht, jemals bezahlt zu werden, Wohnung, Kost und Toiletten kredittiren. Das Mädchen verdient täglich wenig oder gar nichts, die Schuld wird immer größer. Die freundliche Wirthin singt an, auf Bezahlung zu drängen. Das Mädchen ist zweihundert Mark, oft noch weit mehr schuldig, und sie weiß nicht einmal, wie sich das gemacht hat. Das arme Ding ist nun von der ganzen Welt verlassen, eine Aussicht, jemals diese große Summe abzuverdienen und abzugeben ist absolut nicht vorhanden. Jetzt macht ihr die freundliche Wirthin den Standpunkt klar. Es gäbe doch so liebendwürdige Herren, denen es auf einige Bezahlung nicht ankäme, sie müsse nur suchen Bekanntschaften zu machen, dann würde alles gut gehen. Um dem Gefagten auch den gehörigen Nachdruck zu geben, wird der Brodlohn etwas höher gehängt, und der Mangel, die Noth, das Elend werden täglich fühlbarer. Und eines Abends, während das arme Mädchen lothhängerisch, müth und ziellos durch die Straßen streift, ist die erste Bekanntschaft angeknüpft. Aber ach, sie bringt nicht den erhofften Goldregen. Aber die eitle Hoffnung, die Unkenntniß der Menschen in Verbindung mit dem Hunger, der nach längerer Zeit durch ein gutes Souper mit dem berauschenden Getränk gestillt wurde, hat die Katastrophe herbeigeführt. Am nächsten Morgen wird sie von dem fremden Manne, vielleicht mit einem beschämend kleinen Geldgeschenk entlassen — der erste Schritt ist gethan. Nun giebt es kein Zurück mehr, jetzt geht es abwärts. Die Wirthin hat einen feinen Sinn für solche Ereignisse, sie weiß genau, was geschehen ist und wird freundlicher. Der nächste Abend findet das Mädchen wieder auf der Straße, schon in neuer Gesellschaft. Und von nun an geht es so alle Tage. Sie leidet keinen Hunger mehr, denn sie „verdient“ Geld, oft viel Geld. Aber so viel sie auch „verdienen“ mag, das Geld verschwindet wie in ein bodenloses Faß. Die Wirthin hat die Miethe außerordentlich gesteigert und die Schulden für Toiletten und Kost werden täglich ungeheuerlicher. Das arme Geschöpf ist tief gesunken, ist für die menschliche Gesellschaft völlig verloren, aber sie hat nicht einmal den Lohn für ihre Schande! Sie blüht eine Hölle, so lange sie lebt, denn von ihrer Schande lebt nicht sie, sondern die Anderen, die Vampire, denen sie nur zum Werkzeug ihres gemeinen Egoismus dient.

g. Eine Gerichtsvollzieher-Auktion. Heute öffentliche Versteigerung. Das Gerichtsvollzieher-Amt — verläßt die schwarze Tafel, welche an dem Eingange zu einem der verschiedenen Auktionslokale dieses Institutes angebracht ist. Im Innern des schmucklosen Gebäudes mit seinen stark vergitterten Fenstern ist es bereits lange vor Beginn der Versteigerung lebendig. Aus dem Auktionsraum, der den größeren Theil des Auktionslokales einnimmt und in welchem alle nur erdenklichen Gegenstände sorgfältig aufgespeichert lagern, schleppen stämmige Arbeiter nach der Anweisung des Gerichtsvollziehers die für die heutige Auktion bestimmten Sachen heraus und stellen sie zur Besichtigung auf. Von der stilvollen Salon-Einrichtung, mit geschmackvollen, seidnenbezogenen Sophas, Armstühlen und Stühlen, kostbaren Spiegeln, Kronleuchtern und Leuchtern, deren Anschaffungswertb Tausende von Mark betrug, bis herab zu dem armseligen Gerümpel der Stätte der Armuth, der engen Dachwohnung ist das Mobiliar vertreten. Die elegante Garderobe, kostbar gestickte Leibwäsche, theure Weine und Zigarren eines Verschwenders lagern hier friedlich neben dem schlechtesten Rod, der gestickten Blouse des Proletariats. Käse, Kübel und Düten enthalten die gepfändeten Restbestände eines Kolonialwaarenladens. Neben der Loombank, dem Geschirz, den Tonnen Bier, verschiedenen Piqueurforter, Selters- und Sodafaschen einer Restauration sind Manufakturwaaren, wollene und halbwoollene Tücher, Kleiderstoffe in allen Preisen aufgeschichtet, die einem in Konkurs gerathenen Händler abgepfändelt worden sind. Der Gerichts-

Kairul getauft, Kairul Mormone,“ und indem er so sprach, zog er einen andern mit Bleistift geschriebenen Zettel hervor, den er in Jansen's Hand legte.

Jansen sah zuerst nach der Unterschrift. Dieselbe mußte ihm nicht fremd sein, denn mit gesteigertem Interesse las er den an den zeitigen Kommandanten am Rio Virgin gerichteten Brief Zeile für Zeile zu Ende.

Angenehme Nachrichten enthielt derselbe offenbar nicht, denn indem er die oft undeutlichen Schriftzüge nicht ohne Mühe entzifferte, versunkene sich sein ehernes, undurchdringliches Antlitz immer mehr.

„Der Versuch ist mißglückt,“ hieß es in dem Schreiben; „die Mohaves, die anfangs geneigt schienen, für uns gegen die Amerikaner Partei zu ergreifen, sind uns im letzten Augenblicke untreu geworden. Sie folgten dem schlauen Rath der Gentiles und verhielten sich neutral. In Folge dessen schwimmt das Dampfboot, welches wir schon in den Händen zu halten glaubten, wohlgehalten den Colorado hinunter, während der größere Theil der bewußten Forschungs-Expedition auf Maulthierren den Weg gegen Osten eingeschlagen hat.“

Kairul, ein einflußreicher Häuptling, und Tretaba, sein Busenfreund, sind diejenigen, welche durch ihr Auftreten unsere Pläne durchkreuzten. Beide sind schon bei einer früheren Gelegenheit getauft worden, zeigen sich aber seit ihrer letzten Zusammenkunft mit den Gentiles dem Mormonismus nur wenig hold. Der Colorado wird mit Gewalt der Waffen offen für uns gehalten werden müssen, und dürftigen Ueberbringer dieses Schreibens wohl als Geißeln zu behandeln sein, um später durch ihr Leben und, wenn möglich, durch ihren Einfluß einen freien Abzug auf dem Ströme für uns und unsere Gemeinde zu erzwingen. Ueberbringer dieses befinden sich noch im Gebirge, um die Colorado-Indianer zu überreden.“

Jansen hatte den Brief schon längst zu Ende gelesen, und noch immer ruhten seine Blicke auf dem in seinen Händen befindlichen Blatte. Er ging mit sich zu Rathe, welchen Weg er nunmehr einzuschlagen habe, und auf welche Weise er den Repräsentanten einer starken und muthigen Nation gegenüberzutreten solle. Er wünschte sie zugleich in

vollzieher ist unerbitlich. Er verschont weder die Stätte verflochtenen Reichthums, noch das Quartier der Armen, denen er das Letzte nimmt, das sie ihr eigen nannten. Wenn diese Gegenstände sprechen könnten, welche Erfahrungen würden sie gegenständig austauschen, wie viel Szenen einstigen Glühs und Zufriedenheit, maßloser Verschwendung und Leichtsinns, geäußelter Hoffnung, unverschuldeter Noth und Armuth haben sie an sich vorüberziehen sehen? Mit wie freudigem Gefühl führte wohl vor Jahren der junge Gatte sein ihm angetrautes Weibchen von der Hochzeitstafel in die elegante Wohnung, wie schmelzte er in Glückseligkeit, bis die Sorge sich einstellte und geschäftliche Unternehmungen den Sturz seines Hauses herbeiführten? Welche Gefühle durchzuckten wohl sein Herz, als er mit der weinenden Frau und seinen Kindern die Heimstätte seines Glühs verließ, deren Trümmer sich hier wiederfinden? Wie lange haben diese alterthümlichen, wummstigen Schränke und Kommoden wohl ihren Besten gedient? Welche ergreifende Schilderung von Tagen des Kummer und des Glühs, durchweinten Nächten könnten sie entwerfen? An wie viele Thüren hat der in unverschuldete Noth gerathene Handwerker schweren Herzens geklopft, um sein bißchen Hab und Gut vor den Händen des Gerichtsvollziehers zu retten? Vergeltens! Niemand wollte sich dazu verstehen, ihm den geringen Betrag ohne sichere Bürgschaft vorzustellen. Mit Thränen in den Augen sah er, wie seine Möbeln auf den Wagen geladen und dem Pfandlokal zugeführt wurden, während seine gebeugte Leidensgefährtin schluchzend auf dem Rand des Bettes saß. Selbst den Kanarienvogel, den munteren kleinen Sänger, ihren Liebling in dem bescheidenen Käfig, ihre werthlosen Blumen, die sie selbst gezogen und mit eigener Hand geegert und gepflegt hatte, nimmt der Vollstrecker der Gerechtigkeit mit fort. So will es das Gesetz! Den Händlern in Robilien, Kleidern und Randschwaaren, die das Hauptkontingent stellen, sonstigen Kaufmännigen und Neugierigen, die sich inzwischen in dem Auktionslokal eingefstellt haben und welche die für die heutige Versteigerung bestimmten Sachen musternd umsehen, ist jede Sentimentalität fremd. In Gruppen diskutieren sie den Werth der verschiedenen Gegenstände und machen sich Notizen, vereinigen sich zu gemeinsamen Aufkäufen und haben nur Sinn für den zu erzielenden Profit, unbekümmert darum, ob derselbe der eleganten Garderobe einer gepfändeten leichtsinnigen Chantantfängerin oder dem unscheinbaren Hausgeräth einer Arbeiterfamilie entspringen soll. Hier läßt sich eine Aufklärerin in Robilien mit der ganzen Wucht ihres durch ihre Wohlbeleibtheit faconlos gewordenen Körpers in ein Fauteuil nieder, daß es in allen Fugen kracht, dort steht ein Brautpaar sinnend vor einem Spiegel, den es sich zur Vervollständigung seiner Ausstattung zulegen gedenkt. Andere befühlen die Kleidungsstücke mit ihren oft nur ungenügend gereinigten Händen, noch andere Personen sind nur aus Neugierde gekommen, es ist ihre Leidenschaft, Auktionen zu besuchen, namentlich Frauen zeigen dafür eine ausgesprochene Vorliebe. Der Aktionator hat unterdeß mit seinem Schreiber in einem abgetrennten Raum Platz genommen. Vor ihm steht ein langer Tisch von bedeutender Breite, an dessen Breitseiten sich die Stammgäste des Gerichtsvollzieher-Lozals niedergelassen haben. Auf improvisirten Stühlen haben es sich wohlbeleibte Händlerinnen, denen das Stehen zu beschwerlich wird, so bequem als möglich gemacht. Ihre abgenutzten Ledertaschen und Rohrförde bergen das wohlgefüllte Portemonnaie und das Frühstück, das sie während des Laufes der Versteigerung mit größter Gemüthsruhe einzunehmen pflegen. Eine „fliegende“ Restauration, die ein industrieller Gastwirth während der Dauer der Versteigerung in dem Lokal etablirt, sorgt für die Benetzung der durch das viele Sprechen angestrengten Organe. Das lebhaftes Schwagen und Lachen wird jetzt durch einen Hammerschlag des Gerichtsvollziehers unterbrochen, die Auktion beginnt, nachdem er die Verkaufsbedingungen bekannt gemacht hat. Den Reigen der Versteigerung eröffnet eine Kommode, die zwei Arbeiter mit kühnem Schwunge auf den Tisch des Hauses niedersetzten.

„Wie viel soll ich dafür haben?“ beginnt der Verkauftende im geschäftsmäßigen Tone. Man zuckt die Achseln, schüttelt den Kopf, nachdem der Gegenstand nochmals einer eingehenden Besichtigung unterworfen. „Was soll ich dafür haben?“ wiederholt der Frager. „Drei Mark“, bietet ein Händler. Einer seiner Konkurrenten hebt einen Finger in die Höhe. Der geschäftskundige Mann des Geleges versteht den Wink. „Vier Mark“, fährt er fort. „Noch fünfzig“, ruft der erstere. „Vier, fünfzig“, ertönt es von Neuem. „Keiner mehr, ein Spottpreis, vier Mark, fünfzig.“ „Fünf Mark.“ „Niemand mehr als fünf Mark. Zum ersten, zum zweiten, zum — eine Pause erfolgt, zum — dritten. Glück damit. — Ihr Name?“ Der glückliche Käufer des Möbels giebt seine Adresse auf, die mit Kreide auf das erwerbene Stück gemalt wird und zahlt den Betrag, nicht ohne von einigen Kollegen ironisch beglückwünscht zu werden. „Ein Sopha mit Damastbezug“, bietet der Gerichtsvollzieher nun aus. „Was soll ich dafür haben?“ Von Neuem prüft die lauslustige Gesellschaft das Stück in allen Theilen. „Zehn Mark“, ertönt es. „Das ist ja kein Gebot für ein so gutes Sopha“, replizirt der Versteigernde. „Fünfzehn

seinem Lager festzuhalten und doch nicht dadurch Veranlassung zu einem feindlichen Zusammenstoß zu geben, oder das Leben des Schreibers des Briefes, den er sammt seinen Begleitern in der Gewalt der Mohaves wußte, zu gefährden.

Kairul und Tretaba ahnten nicht, was in der Seele des finstern Mormonen vorging. Wie schon mehrfach bei früheren Gelegenheiten, so hofften sie auch hier auf freundliche Anerkennung der pünktlich ausgeführten Aufträge, und mit erwartungsvoller Spannung beobachteten sie Jansen, der noch immer wie mit Lesen beschäftigt dastand.

Endlich gelangte er zu einem Entschlus; er schaute zu den beiden Kriegern empor, und ihnen zum Zeichen des Dankes die Hand reichend, bedeutete er sie, in die Hütte einzutreten. Die Mohaves thaten, wie ihnen geheißen wurde; ehe Jansen ihnen aber nachfolgte, wendete er sich zu den Leuten, welche die Fremdlinge so lange bewacht hatten.

„Laßt sie nicht aus den Augen,“ sagte er leise genug, um von den Mohaves nicht gehört zu werden, obgleich diese seine Worte nicht verstanden hätten. „Sie müssen mit Güte oder Gewalt unsere Gefangenen bleiben.“

„Wäre es nicht am geratheinsten, sie zu fesseln?“ fragte Reynolds, dessen Herz sich beim Anblick dieser riesenhaften Gestalten zusammenschürte; denn so furchtlos er im gewöhnlichen Leben auch immer war, und soviel Kühnheit er entwickelte, wenn es galt, irgend Jemand zu täuschen und zu über-vorthellen, so muthlos wurde er, indem er sich die Möglichkeit vergegenwärtigte, inmitten der Wildniß von einigen Hunderten solcher furchtbaren Feinde überfallen zu werden. „Wir wollen sehen,“ antwortete Jansen im Davonschreiben, „lieber lasse ich diesen Abtrünnigen die Glieder bis auf die Knochen zusammenschürten, ehe ich ihnen die Freiheit wiedergebe.“

„Thue das nicht, lieber Dikel,“ sagte plötzlich eine sanfte, mitleidige Stimme, und als er emporschaute, erblickte er Pertha, die von der scheidenlosen Fensteröffnung aus die ganze Unterhaltung überhört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Redefreiheit der Abgeordneten.

(Aus den „Demokr. Blättern.“)

Nach den neuesten Zeitungsnachrichten ist der Senatpräsident v. Holleben zu Berlin zum Präsidenten des Oberlandesgerichts zu Königsberg ernannt worden.

Herr v. H. gehörte zu den Neuen, welche zur bewußten Zeit für die Einschränkung des Art. 84 der (preussischen) Verfassung stimmten, — selbstverständlich aus Ueberzeugung.

Diese Beförderung ist um so erfreulicher, als dieselbe auf neue beweist, daß man niemanden für solche Abstimmungen büßen läßt. Man hat die Namen der Votirenden damals in Merkverste, nach Art der Zumpt'schen Genußregeln, zusammengestellt, die von Zeit zu Zeit in Erinnerung gebracht zu werden verdienen, damit diese Herren nicht gar zu bald vergessen, sondern der Geschichte einverleibt werden und bleiben.

Die Verse lauten:

Es stimmten Jähnigen, Frenck, Weisgerber,
v. Sedendorf und Reichenperger,
v. Schmitz und Bloemer und Goldammer
Für Redefreiheit in der Kammer.
Die Redefreiheit woll'n aufheben
v. Schlieckmann, Hestter, v. Holleben,
v. Tippelskirch, v. Daniels, Finl,
Donalies, Kuhne und Edink.

Da die in obiger Zuschrift berührte Angelegenheit unseren jüngeren Lesern vielleicht nicht bekannt ist, fügen wir zur Erläuterung folgendes hinzu:

Der Abg. Frenzel hatte in einer Rede im Abgeordnetenhaus seine Vorstellungen über den Regierungspräsidenten in Gumbinnen geäußert, worin dieser dem Haß und der Verachtung preisgegeben sein sollte, so daß die Staatsanwaltschaft den Redner deshalb gerichtlich belangte. Sowohl das Kreisgericht von Gumbinnen, als das Appellationsgericht von Insterburg hatten jedoch die Klage mit Rücksicht auf Art. 84 der Verfassung abgewiesen.

(Die Mitglieder beider Kammern) können für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden.

Letzteres noch unter ausdrücklicher Beziehung auf einen Plenarbeschluß des Obertribunals vom 12. Dezember 1853. Das Obertribunal hob indes diesen Beschluß auf (29. Januar 1866): es fragte sich, führte der Beschluß aus, in welcher Weise der Ausdruck „Meinungen“ aufzufassen sei. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch verstehe man hierunter lediglich die Resultate des Denkvermögens, im Gegensatz zur Behauptung und Verbreitung von Thatsachen. Aus der Entscheidungsgeschichte des Paragrafen ergebe sich, daß unter „Meinungen“ nicht überall dasjenige zu verstehen sei, was der allgemeinere Ausdruck „Aussagen“ in sich schließt u. s. w.

Dieser Beschluß, welcher die Redefreiheit der Abgeordneten vernichten sollte, kam mit Hilfe zweier Hülf Richter mit einer Stimme Majorität zu Stande; er ist nicht ohne Folgen geblieben. Zunächst spitzte er den Konflikt wesentlich zu.

In den Sitzungen des Abgeordnetenhauses kam es aus Anlaß eines Antrages Hoerverbes über den offensibaren Bruch der Verfassung durch das Obertribunal zu stürmischen und erregten Debatten, in welchen der spätere Herr Reichskanzler seine Ansichten über die Redefreiheit der Abgeordneten zum besten gab. Damals drach Zweifeln (einer der Gründer der nationalliberalen Partei) in die leidenschaftlichen Worte aus:

„Kögen Sie (zu dem Minister gewendet) Ihre Richter mit allen Orden des preussischen Staates beehren, Ihre Sterne deden die Wunden nicht, welche diese Männer ihrer Ehre vor der Mit- und Nachwelt geschlagen haben.“

Verirrt und Heimgefunden.

(Schluß.)

Einige Wochen später las er in der Zeitung: Vermählte: Alwin Thalberg, Rosa Schwarz. Was war das? Er traute seinen Augen nicht. Hatte sie im letzten Augenblick noch den Muth gehabt, die Fesseln zu lösen?

Eine Hand legte sich auf seine Schulter, er sah den Beter seiner kleinen Freundin neben sich. „Run, was sagen Sie? Ich sehe, Sie lesen da eben die Heirathsanzeige des Herrn, der eigentlich die Ehre haben sollte, mein Beter zu werden. Sonderbare Welt“, er warf ärgerlich Gut und Reipetische auf den Tisch. „Kann das Mädchen eine feinstreiche Frau werden und zieht es plötzlich vor, „Lieber, tausendmal lieber“, wie solche dummen Mädel zu sagen pflegen, wieder Erzieherin zu werden. Romischer Geschnack, kann mir dabei absolut nichts Schönes denken! Ich bin so böse darüber, wie die ganze Familie! Es war wirklich ein guter Kerl, der sein Heil mit ihr versuchen wollte; ich etwas hornirt vielleicht, unter uns gesagt, aber ich bitte Sie, den Lurus kann man sich erlauben, wenn man Geld wie Heu hat, wie der! War sterblich verliebt in das Mädel, und sie war eine so hüble Braut! „Moderne Brautschafft“ nennt man das ja wohl; aber der Himmel behüte Einen in Gnaden vor solchen Moden! Ich hab' mich wirklich gewaltig ärgern müssen in der Zeit.“

Denn plötzlich eines Tages — sie war hierher gereist, Einläufe zu ihrer Hochzeit zu machen, und meine Frau sucht gerade für sie das Brautkleid aus, denn sie bekümmerte sich verteuert wenig um diesen Kram, an dem doch sonst die Weiberherzen hängen — tritt sie ganz resolut in den Laden und sagt: „Laß nur, Lise, heute nicht!“ Meine Frau ist anderer Meinung, aber sie bleibt fest. „Komm, ich will Dir etwas sagen.“ Und draußen sagt sie ganz ruhig: „Ich will Thalberg heute Abend noch abschreiben, es geht doch über meine Kräfte!“ Meine Frau fällt beinahe um vor Schreck. „Kind“, sagte sie, „wie kannst Du so scherzen, denn Dein Ernst kann's doch nicht sein!“ „Nimm's immerhin an, ich thu's nun einmal nicht!“ und dabei bleibt das Mädchen und schreibt wirklich noch denselben Abend an den armen Thalberg. Run, der hat sich schnell genug gestürzt, fuhr er ingrimig fort, „aber nun diese Familien-szenen! Die guten Leute hätten sich, nun, da es einmal gesehen, hineinfunden sollen und gute Miene zum bösen

Stürmisches Bravo) leider aber nicht bloß ihrer Ehre, sondern auch der Ehre ihres Vaterlandes.“

(Lebhaftes Bravo.)

Schließlich wurde in namentlicher Abstimmung ein Antrag Hoerverbes mit 263 gegen 35 Stimmen angenommen, der mit Energie die Redefreiheit der Abgeordneten wahrte. Wenige Tage nach diesen erregten Debatten folgte die verfassungswidrige Vertagung des Landtags. Es kam der Krieg und in dem Siegestrausche verblühte auch die Erinnerung an die Schmach des höchsten Gerichtshofes. Aber doch nicht für immer. Zunächst waren die Liberalen bei Berathung der Reichsverfassung doch vorständig genug (?), dem auf die Rede freiheit der Abgeordneten bezüglichen Artikel 30 eine Fassung zu geben, die vor einer Wiederholung solcher Attentate sicherte. Dann aber gab die Erinnerung an die Zusammensetzung und die notorische Beeinflussung des Obertribunals durch den damaligen Justizminister Grafen zur Lippe bei vielen Abgeordneten den Ausschlag, als es sich um die Frage handelte, ob das Reichsgericht seinen Sitz in Berlin oder in Leipzig haben solle.

Die jetzige Enquete über die Sonntagsruhe

wird von der „Frankf. Stg.“ in einem Leitartikel besprochen, den wir hier ungekürzt wiedergeben wollen. Derselbe lautet:

In Folge der begünstigten Verhandlungen in der letzten Reichstagsession hat der Reichskanzler bekanntlich eine Verständigung unter den Regierungen der Einzelstaaten herbeigeführt, welche eine Untersuchung über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen bezweckt. Die Art und Weise, in welcher diese Untersuchung vorgenommen werden soll, entspricht im Allgemeinen durchaus der Haltung, welche der Reichskanzler persönlich im Reichstage in dieser Frage angenommen hat, man will von Seiten der Reichsregierung offenbar nur einer Form genügen, ohne die Sache selbst allzu ernst zu nehmen. Unter solchen Umständen dürfen die arbeiterfreundlichen Politiker von dieser Untersuchung, die sich lediglich auf die Ausfüllung eines Fragebogens durch die Industriellen und vielleicht auch eine Anzahl beliebig ausgewählter Arbeiter beschränkt, kein für die Arbeiter besonders günstiges Resultat erwarten; denn wir haben es hier nicht mit einer unter der Kontrolle der Öffentlichkeit stehenden Enquete zu thun, sondern lediglich mit einer je nach Wunsch und Willen der Regierung zu verwerthenden Erhebung. Und daß die Reichsregierung sich nicht allzu sehr mit einer gefesselten Einschränkung der Sonntagsarbeit bescheiden wird, selbst wenn die Erhebungen für das gänzliche Verbot der Sonntagsarbeit sprechen sollten, liegt angesichts der bisherigen Stellungnahme der Reichsregierung auf der Hand, zumal die Regierung schon bei öfteren Gelegenheiten den Ergebnissen von Enqueten geradezu entgegengegesetzt gehandelt hat. Unseres Erachtens deutet die Art der Untersuchung schon jetzt darauf hin, daß dieselbe im besten Falle eine Menge von „schätzbarem Material“ liefern, keineswegs aber zu einer baldigen rationalen Lösung der wichtigen Frage der Sonntagsarbeit führen wird.

Die Frage wird noch dadurch schwieriger gemacht, daß die Erhebungen sich nach einer uns vorliegenden Bekanntmachung der Arnberger Regierung nicht nur auf die Groß- und Fabrik-Industrie, sondern auch auf die Handwerks- und das Handwerk beziehen sollen, obgleich die arbeiterfreundlichen Parteien zunächst nur die gesetzliche Einschränkung bezw. das Verbot der Sonntagsarbeit in Fabriken verlangten. Je mehr Erwerbszweige in diese Frage hineingezogen werden, um so mehr wird natürlich die Lösung verzögert, so daß zum Schluß aller Wahrscheinlichkeit nach Diejenigen Recht behalten, welche in den vorliegenden Erhebungen nur ein Mittel erblickten, die namentlich den Großindustriellen unerwünschte gesetzliche Regelung der Arbeiterverhältnisse immer weiter hinauszuschieben. Die erwähnte Bekanntmachung der Regierung zu Arnberg beweist schon von vornherein, was man

Spiel machen, aber es hielt schwer, sie zu beruhigen. Sie haben dem armen Ding das Leben schwer genug gemacht, aber die Kleine war wie ausgewechselt seitdem, zu den härtesten Strafreben machte sie ihr freundlichstes Gesicht und der Refrain war immer: „Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie froh ich bin, daß ich meine Freiheit wieder habe; es war erbärmlich, daß ich mich überhaupt überleben ließ!“ Sie hatte ihre Feiterkeit wiedergefunden, die sie während ihres famosen Brautstandes ganz eingebüßt hatte, und —

„Wo ist sie denn jetzt?“ fragte endlich der Doktor, der freilich erregt genug zugehört hatte.

„Nun, sie hat das Klügste gethan, was zu thun war, sie hat eifertig eine Stelle als Erzieherin wieder angenommen, da hinten irgendwo in der Mark“, er nannte einen Namen, „wo allen Traditionen zuwider der Lehm am tiefsten ist, wie sie neulich meiner Frau schrieb. Es geht ihr aber, glaub' ich, nicht all zu gut, und ich denke, sie wird noch einmal bereuen, daß sie uns allen diesen Kummer gemacht; denn ich bitte Sie, wo findet ein Mädchen, das ihre Verlobung so leichtsinnig löste, heutzutage noch einen Mann. Mit der wirts's Keiner wieder wagen, und ich würd's auch Jedem verdenken.“

Ein wonniger Sonntag. Die Sonne warf ihren heissesten Schein auf die herrlich geschmückte Erde herab; auch in das einfache Mädchenstübchen fanden ihre neugierigen Strahlen den Weg, sie huschten durch das Gezweig des davorstehenden Kastanienbaumes und über das blonde Köpfchen und spiegelten sich in einem Paar glänzender Augen. Diese Augen blickten sinnend hinaus in all die Pracht der schönen Welt; die Arbeit war der Hand entsunken. Das blonde Mädchen hatte schon eine ganze Weile so still vor sich hinträumend dageessen. Baute sie wieder Luftschlöffer? Zeit dazu hatte sie heute. Die Herrschaften waren schon früh am Morgen fortgefahren, selbst die Kinder waren mitgenommen, nun war sie allein. Allein, wer weiß es, was Alleinsein heißt? Zuerst empfand ihr lebhaftes Gemüth einen wahren Jubel über diesen seltenen Genuß, aber solche gezwungene Einsamkeit, bei der man auch nicht die leiseste Aussicht hat, daß sie, wenn auch nur auf einen Augenblick, unterbrochen werden könnte, drückt zuletzt solch' lebhaften und im Grunde auch mittheilsamen Geist. Sie hatte geschrieen, gelesen, gearbeitet, kurz alle Dinge versucht, die selbst dem einsamsten Menschenkinde zu Gebote stehen — nun war's ihr beinahe zuwider!

von den geplanten Erhebungen zu erwarten hat. Die Unternehmer aller derjenigen Betriebe, in welchen eine Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen bisher stattgefunden hat, werden aufgefordert, binnen kurzer Frist eine begünstigte Anmeldung an den Fabrikinspektor des Bezirks zu richten, und wer diese Anmeldung unterläßt, hat zu gewärtigen, daß für den Fall eines allgemeinen Verbots der Sonntagsarbeit Ausnahmen für seine spezielle Branche nicht bewilligt werden. Die Regierung stellt also, noch ehe sie das Verbot der Sonntagsarbeit erlassen hat, massenhafte Ausnahmen von dieser Regel in Aussicht, sie fordert indirekt die Industriellen auf, für ihren speziellen Betrieb schon a priori Ausnahmen zu erbitten, so daß schließlich trotz der „Untersuchung“ Alles beim Alten bleibt und dem gewerblichen Arbeiter die Sonntagsruhe vorenthalten wird, welche, wie die namentlich in England (und Amerika) gemachten Erfahrungen beweisen, sowohl für das physische als auch das moralische Wohlbefinden des Arbeiters von hohem Werthe ist. Jemand eine Kontrolle über die Vollständigkeit der an den Fabrikinspektor gelangenden Anmeldungen gibt es nicht. Der Gewerberath ist, wie wir schon oft nachgewiesen haben, absolut außer Stande, bei der Größe seines Bezirks die eingehenden Anmeldungen auf ihre Vollständigkeit und Richtigkeit zu prüfen, zumal ihm jetzt noch das Handwerks- und das Handwerk zugewiesen wird, mit dem er in seiner sonstigen amtlichen Thätigkeit nicht das Geringste zu thun hat. Wäre das Institut der Fabrikinspektion in der von uns so häufig vorgeschlagenen Weise ausgedehnt und durch eine kräftige Unterstützung der Disziplinbehörde gefördert, so könnte man von dem Gewerberath eine wirkliche Kontrolle wenigstens der aus den eigentlichen Fabrikbetrieben ihm zugehenden Anmeldungen und der späteren Fragebeantwortung erwarten, unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber ist gar nicht an diese Kontrolle zu denken. Dies ist um so schlimmer, als unparteiische Sachverständige gar nicht gehört werden, so daß die „Untersuchung“ im besten Falle die Anschauungen der Betriebsunternehmer und vielleicht auch einer kleinen Zahl von ausgewählten Arbeitern wieder spiegeln wird. Auch an Gründen für eine ablehnende Haltung wird es den Industriellen gewiß nicht fehlen; wo man mit technischen Gründen nicht durchzukommen glaubt, schlägt man wirtschaftliche Nachteile vor, wie es ja immer geschieht, sobald es sich um eine ernsthafte praktische Sozialpolitik handelt. Und wenn schließlich nichts Anderes mehr übrig bleibt, dann spricht man von der durch eine arbeiterfreundliche Sozialpolitik gefährdeten Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie auf dem Weltmarkt, obgleich unsere modernen Wirtschaftspolitiker das Mögliche gethan haben, um im vermeintlichen Interesse der nationalen Arbeit unserer Ausfuhrindustrie den Weltmarkt zu verschließen.

Wenn wir uns nun weiter den Fragebogen ansehen, welcher den in der geschilderten Weise ermittelten Betriebsunternehmern vorgelegt werden soll, so kann unsere ungünstige Meinung über diese Art von Erhebungen nur bestärkt werden. Unter den sieben Nummern des Fragebogens nämlich befinden sich wahre Doktorfragen, deren Beantwortung einem wahrheitsliebenden und ehrlichen Industriellen geradezu unmöglich ist. Der will z. B. als Einzelnier mit Sicherheit die Frage beantworten, welche wirtschaftliche Folgen das Verbot der Sonntagsarbeit für den Betriebsunternehmer haben würde. Und dann kommt die Hauptfrage, auf welche ja der Reichskanzler so großes Gewicht legt und wegen deren er nicht auf gesetzgeberischem Wege vorgehen will, nämlich die Frage, welche Minderung des Jahresarbeitsverdienstes unter der Voraussetzung eintraten würde, daß bei dem Verbot der Sonntagsarbeit eine Steigerung des Lohnsatzes nicht stattfände, und ob der entstehende Nachtheil durch andere Vortheile aufgewogen werden würde. Die von den Großindustriellen von Zeit zu Zeit veröffentlichten Mittheilungen über die Lohnbewegung erfreuen sich bekanntlich im Allgemeinen keiner besonderen Zuverlässigkeit, hier aber in diesem Falle wird um so weniger Werth auf derartige Angaben zu legen sein, als ja die Sonntagsarbeit nur in verhältnismäßig wenigen Fällen eine ganz

Ich verlerne heut wohl noch das Sprechen, dachte sie; wäre doch wenigstens Fränzens hier, damit ich mit ihm spielen könnte! Eiler Wunsch! Selbst Baby und Kinderfrau hatten sich der allgemeinen Völkerwanderung angeschlossen. Ich hätte mitfahren sollen, dachte sie weiter, aber es ist doch besser, sich hier ein wenig zu langweilen, denn so muß ich's doch am Ende nennen, sintemal Selbsterkenntniß eine schöne Sache ist, als dort gebuldet und ungemüthlich herumzusitzen! Sie lehnte den Kopf zum Fenster hinaus, es ist so heiß draußen, sonst könnte ich spazieren gehen. Sie wendete sich, um diesen Voratz auszuführen.

Da stand das hübsche Hausmädchen den Kopf zur Thür herein: „Fräulein, hier ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Ein Herr,“ sagte die junge Dame verwundert; „ich komme so gleich.“

Die Mühe wurde ihr erspart, ein leichtes Klopfen an der Thür, sie wurde geöffnet und herein trat ein stattlicher Mann, er blieb stehen. „Alona,“ sagte er, darf ich?“ Er breitete die Arme aus; sie stog auf ihn zu, der blonde Kopf ruhte an seiner Brust, er strich zärtlich darüber hin.

„Ist es denn wahr,“ fragte er, „liebst Du mich denn wirklich?“

Sie löste sich erröthend aus seinen Armen. „O, Herr Doktor“, sagte sie schelmisch, „den Sieg habe ich Ihnen eigentlich zu leicht gemacht.“

Er zog sie wieder an sich. „Kann ich's denn wirklich glauben?“ begann sie wieder und sah unter dem etwas zerzausten Haar zu ihm auf; und welche Fülle von Glück sprach jetzt aus diesen Augen, „sind Sie wirklich hergekommen, haben Sie den Weg gefunden?“

„Sie“, sagte er, „hast Du keine andere Anrede für Deinen alten Schatz.“

Sie lachte: „Woher weißt —“, sie stockte, dann sagte sie, „ich habe eigentlich so viel Respekt vor Ihnen, daß ich wirklich nicht „Du“ sagen kann.“

„Versuch's nur!“ sagte er.

„Du, Du, Du“, sagte sie, und sah ihm glücklich in die Augen, „Du für Zeit und Ewigkeit.“

„Wenn Du's nur kannst“, spottete er fröhlich, „wenn's nur nicht wieder über Deine Kräfte geht!“

„Nein“, sagte sie, „ich hatte mich verirrt, jetzt, hier an Deinem Herzen habe ich mich heimgefunden.“

regelmäßige ist und selbst ein durchaus unparteiischer Arbeitgeber große Schwierigkeiten haben dürfte, genaue Angaben über die etwaige Lohnverminderung zu machen.

Eigenthümlich ist auch die vierte Nummer des Fragebogens, welche sich mit den technischen Eigenthümlichkeiten des Betriebes und mit den wirtschaftlichen Gründen befaßt, durch welche die Sonntagsarbeit veranlaßt wird. Wir würden diese Frage dahin beantworten, daß der wahre Grund der Sonntagsarbeit in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle das Interesse der Betriebsunternehmer ist und daß, wie die Durchführung des Verbots der Sonntagsarbeit in England beweist, weder durchschlagende technische noch wirtschaftliche Gründe anderer Art gegen das Verbot der Sonntagsarbeit sprechen. Die letzte Frage, ob das Verbot der Beschäftigung von Arbeitern am Sonntage durchführbar sei oder nicht, könnte man prinzipiell ohne Weiteres mit dem Hinweis auf England und Amerika erledigen, wir sind indessen überzeugt, daß unsere Großindustriellen Gründe genug gegen diese Möglichkeit vorbringen werden, zumal schon die Art der Fragestellung sie dazu ermuntert. Es ist ja immer dieselbe Geschichte, sobald es sich nur darum handelt, die schrankenlose Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft zu befähigen und dem wirtschaftlich schwachen Arbeiter durch gesetzliche Maßregeln zu Hilfe zu kommen, so beim Maximalarbeitslag, bei der Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit und jetzt wieder bei der Frage des Verbots der Sonntagsarbeit.

Es wird der Reichsregierung aller Voraussicht nach nicht schwer werden, aus dem Reizultat der Fragestellung Gründe für ihre ablehnende Haltung gegen das Verbot der Sonntagsarbeit abzuleiten, wer aber die jegliche „Untersuchung“ genau betrachtet, wird sich nicht darüber täuschen lassen, daß die Sorge um das materielle und moralische Wohl der arbeitenden Bevölkerung der Grund dieser Stellungnahme ist. Wollte man ernsthaft und gründlich an die Sache herantreten, so hätte man einzig und allein den Weg einer unter parlamentarischer Kontrolle stehenden öffentlichen Enquete mit Vernehmung von Sachverständigen und mit dem immer so gute Resultate liefernden Kreuzverhör der Interessenten betreten dürfen. So lange nicht dieser einzig rationelle Weg eingeschlagen wird, kann von einer praktischen Sozialpolitik nicht die Rede sein. Die jetzt beliebte Art einer Untersuchung über industrielle Verhältnisse aber ist nur geeignet, die wichtige Frage, zu welcher es schon jetzt nicht an Material fehlt, zu verwickeln und eine Unklarheit zu schaffen, die schließlich nur als Deckmantel für die ablehnende Haltung der Regierung und der von ihr begünstigten Großindustriellen dient.“

Lokales.

In der ersten ordentlichen Stadtverordnetenversammlung nach den Ferien wird seitens eines Stadtverordneten der Antrag auf Besteuerung auswärtiger (sogenannter „echter“) Biere eingebracht worden. Während die Berliner Brauereien an Braumalzsteuer in den Stadtsäckel jährlich über 400 000 Mark einliefern, gehen an 100 000 Hektoliter Bier von Bayern u. gänzlich zoll und steuerfrei hier ein. Dieses Mißverhältnis soll durch eine Auflage von 2-3 Mark pro Hektoliter fremden Bieres beglichen werden. Der Antrag hat, der „Berl. Zig.“ zufolge, die nötige Unterstützung bei allen „Fraktionen“ bereits gefunden.

Ueber die Auflösung einer Ferienkolonie wird berichtet: „In der Stadt Leupin, wohin 20 Knaben geschickt worden waren trat das Schallachieber auf. Auf die telegraphische Meldung des Führers der Kolonie sandte das Komitee sofort einen Arzt hin, ließ die Kinder untersuchen und, da sie sämtlich gesund waren, sofort nach Berlin zurückkommen, natürlich zum großen Verdruß der armen Kleinen. Es ist dies der erste Fall der Auflösung einer Ferienkolonie, aber er zeigt, wie nötig die stete Aufmerksamkeit des Komitees war.“

w. Die vom Magistrat über die Stabilität der Moltke-Brücke angestellten Untersuchungen und deren Ergebnisse haben denbelben veranlaßt, auch die Alsen-Brücke einer eingehenden Prüfung in Bezug auf ihre Stabilität zu unterziehen. Diese Prüfung hat ergeben, daß die Alsenbrücke nicht im Stande ist, eine größere Last ohne Gefährdung des Bauwerkes zu tragen, als 6000 Kilogramm, gleich 120 Zentner, welches Gewicht nach der Polizei Verordnung vom 4. Mai 1875 die hiesigen Straßen und Brücken ohne besondere Vorkehrung passieren darf. Der Magistrat hat das lgl. Polizeipräsidium daher ersucht, dafür Sorge zu tragen, daß größere Lasten nicht über die Alsenbrücke geführt werden.

In Bezug auf die Sterblichkeit der Kinder während des ersten Lebensjahres hat Hr. v. Fuchs, Mitglied des Königlich Statistischen Bureaus in Berlin, auf Grund des von letzterem in den Jahren 1875-1883 für das Gesamtgebiet der Monarchie beigebrachten Materials eingehende Untersuchungen angestellt. Von den Ergebnissen derselben, die in einer Schlußbetrachtung vom Verfasser übersichtlich zusammen-

gestellt worden sind, sei Einiges hier hervorgehoben. Von je 1000 ehelichen Kindern, einschließlich der Todtgeborenen, überleben in Preußen durchschnittlich 776, von je 1000 außerehelich geborenen Kindern dagegen nur 615 das erste Lebensjahr, und zwar ist die Zahl der Ueberlebenden bei den Mädchen etwas höher, bei den Knaben etwas niedriger, als der Gesamtdurchschnitt. Der Familienstand der Geborenen äußert auf deren Sterblichkeit stärkeren Einfluß als das Geschlecht, weshalb in allen Altersstufen eheliche Mädchen der geringsten, außereheliche Knaben der höchsten, und in der Ehe geborene Knaben einer geringeren Sterblichkeit als außer der Ehe geborene Mädchen unterworfen sind. Zur Zeit der Geburt beträgt die wahrscheinliche fernere Lebensdauer ehelicher Knaben 39,26 Jahre, ehelicher Mädchen 43,76 Jahre, bei außerehelichen Knaben dagegen nur 15,2 Jahre, bei außerehelichen Mädchen 25,0 Jahre. Nach der Vollendung des fünften Lebensjahres tritt bei beiden Geschlechtern mehr Tage hindurch eine größere Lebensgefährdung ein, welche wahrscheinlich auf den um diese Zeit in der Regel eintretenden Wechsel in der Ernährungsweise zurückzuführen sein wird. Die Sterblichkeit ehelicher Kinder ist ein Gradmesser für die durchschnittliche wirtschaftliche Lage der Bevölkerung, denn die Liebe der Eltern richtet fast ausnahmslos nach Möglichkeit der verfügbaren Mittel ihr Bestreben darauf, das Leben der Kinder zu erhalten. In einigen preussischen Gebiets- theilen ist die Sterblichkeit ehelicher Kinder unverhältnismäßig hoch, nämlich in den niederschlesischen Industriegebieten, in Berlin und dessen nächster Umgebung und in Hohenzollern. Es befindet sich in diesen Gebieten anscheinend ein relativ großer Theil der Bevölkerung in übler Lage und wirtschaftlicher Bedrängniß. Nicht man das Religionsbekenntniß der Eltern in Betracht, so findet man, daß von je 1000 ehelich Geborenen starben vor Ablauf des ersten Lebensjahres bei evangelischen Eltern 229, bei katholischen 223, bei jüdischen 172. Dagegen überlebten das erste Jahr unter je 1000 unehelich Geborenen von evangelischen Müttern 624, von katholischen 603, von jüdischen nur 592. Die unehelichen Kinder jüdischer Mütter sind demnach einer relativ starken Sterblichkeit unterworfen, und insbesondere finden bei den außerehelichen Geburten von Knaben jüdischer Mütter ungemäin häufig, fast doppelt so häufig als bei evangelischen oder katholischen Todtgeburten statt. Auch die Art der Erwerbsthätigkeit der Eltern, insbesondere der Mütter, äußerst erheblichen Einfluß auf die Sterblichkeit der Kinder. Einzelne Gewerbe wirken besonders nachtheilig, namentlich die Textilerie, wenn sie als Hausindustrie betrieben werden, sodann der wechselnde Löhnerwerb im Tage- lohn, auch der Bergbau, falls wie es im Waldenburgerischen Kohlenrevier geschieht, die Frauen der Bergleute ihrerseits in der Textilindustrie thätig sind und die Kinder deshalb während eines großen Theils des Tages ohne genügende Aufsicht und Pflege sind. Auch der Wohnort der Eltern ist bezugsweise von Einfluß auf die Höhe der Kindersterblichkeit, und zwar gilt dies für die ehelich wie für die unehelich Geborenen. Die Sterblichkeit der im ersten Jahre stehenden Kinder ist am höchsten in Großstädten, dann folgen die Mittelstädte ihnen die Kleinstädte, und in letzter Linie, also am günstigsten steht das ländliche Land; doch finden in dieser Hinsicht viele Ausnahmen statt, und selbst einige Großstädte weisen eine relativ niedrige Sterblichkeitsziffer bei den Neugeborenen auf, so z. B. Hannover und Frankfurt a. M., die überhaupt in sanitärer Beziehung meist recht günstig dastehen.

g. Die Berliner Geschäftswelt und die Familienereignisse. Dem Berliner wird gleichsam „von der Wiege bis zum Grabe“ seitens unserer Geschäftswelt die größte Aufmerksamkeit zu Theil. Man bewacht die Familienereignisse mit Argusaugen, denn der Kaufmann ist in jeder Beziehung intelligent und weiß aus Allem seinen Vortheil zu ziehen. Für ihn bilden die durch die Zeitungen bekannt werdenden „frohen“ sowie traurigen Familienereignisse eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle, und wenn er auch hier und da seine Erwartungen getäuscht sieht, sein Geschäft macht er doch. Kaum ist dem Berliner Einnahmer ein neuer Zuwachs in der Familie geworden, da geben ihm schon von zahlreichen Firmen Offerterschreiben zu, welche alle nur denkbaren Artikel für den kleinen Erdendürger empfehlen. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich bei ehelichen Verbindungen sowie endlich bei Todesfällen. Natürlich ist das Genre der offerirten Verkaufsartikel bei jedem der genannten Vorfälle verschieden. Während es sich in den beiden erstgenannten Fällen um Wäsche- u. pp. Ausstattungen handelt, beziehen sich die Empfehlungen der Berliner Geschäftswelt in Todesangelegenheiten auf Trauerkleider, Grabsteine, chemische Reinigung der Betten, Matratzen u. bei angedenkenden Krankheiten und dergl. mehr. Die trauernden Familienangehörigen eines kurz vorher Entschlafenen sind häufig nicht wenig erstaunt, wenn sie durch die Post einen Brief zugestellt erhalten, bei dem das Kouvert mit einem dicken Trauerband umgeben ist. Werden sie von einem neuen Schicksalsschlage heimge- sucht, trifft sie schon wieder ein neuer Schmerz? Erst nachdem er zum Unterricht und seine Ausdrücke ließen die Rohheit seines Charakters erkennen.

Während ich grübelnd am Schreibtisch saß, kam mein Bruder herein und sagte: „Hier bringe ich Dir den Buchmann, denn jedenfalls mußt Du doch Deine Skizze mit einem Zitate beginnen.“ Mechanisch schlug ich das Buch auf und mein erster Blick fiel auf den Satz: O si tacuissis, philosophus mansissis. (Ach, hättest Du lieber den Mund gehalten!) War das ein Wink des Schicksals, daß ich mich nicht heranwagen sollte an die Preisbewerbung? Aber nein, die Prämie lockte zu sehr, und es mußte versucht werden! Da hatte ich auch bereits mein Zitat gefunden, und vor meiner Erinnerung standen die Lebensschicksale des früher in unserer Stadt lebenden Komponisten Gärtners, auf dessen Erdendasein die Worte:

„Amaro e soffrire
Tacere e morire!“
(„Lieben und Leiden
Schweigen und sterben“)

wie für ihn erfunden passen. —
Jetzt erkannte ich erst, wie oft ich den beliebten Damenschristfellerinnen, und speziell der Frau Elise Vollo Unrecht gethan, wenn ich über ihre Leidenschaft für Motto's und Denksprüche gespottet hatte, denn ich empfand es als eine große Erleichterung, sowohl bei der Einleitung wie auch im weiteren Verlaufe der Erzählung, die treffenden und dazu so interessant klingenden Worte als „rothen Faden“ durch die Erzählung weben zu können.

Freilich hatte ich den bleichen, stolzen Mann während der letzten Jahre ganz aus den Augen verloren; ich wußte nicht einmal, wie jene unglückliche Affaire, in welche ihn ein Paar schöne, stündige Frauenaugen verlockt, geendet hatte. Aber es war bei mir beschlossene Sache, daß ich ihn sterben lassen wollte — licentia poetica — die ich mir wohl erlauben durfte. Wie herrlich konnte ich die dissonirenden Akkorde, die ihn durch seine Lebenssymphonie begleitet hatten, am einsamen Sterbelager und auf einem schmucklosen Grabhügel ausklingen lassen; es mußte ja traurig enden, damit mein „soffrire morire“ wieder effektvoll am Schlusse der Erzählung erscheinen konnte.
Ich begann in warmen Worten sein Geschick zu schildern, sein edles Streben und erfolgreiches Wirken, die un-

man den Brief geöffnet, fällt Einem die gleichfalls mit einem Trauerband umgebene Offerte eines hiesigen ingeniosen Geschäftsmannes in die Hand. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß man Empfehlungen von Archibotsbeamten keine Beachtung schenken sollte, da diese hohe Prozente von den Fabrikanten beziehen, welche von letzterem auf die Bedarfsartikel dem Käufer angerechnet werden. Es ist daher in jedem Falle als opportun zu bezeichnen, daß man bei den betreffenden Fabrikanten die Bestellungen direkt macht.

Das theure Salz. Eine der drückendsten Steuern, welche auf unserem Volke lasten, ist die Salzsteuer. So ist deshalb die Regierung mit neuen Steuerplänen vor das Volk trat, ist die Forderung geltend gemacht worden, als Requitelent für die Auferlegung neuer Lasten diese indirekte Kopfsteuer zu beseitigen, welche auch der ärmsten Familie die längste Einnahme um 3 Mark jährlich verkleinert und ihre Lebenshaltung dementsprechend herunterdrückt. Aber auch ebenso oft ist seitens der Regierungsvorsteher und ihrer Anhänger im Parlamente die Ablehnung dieses Annehmens damit begründet worden, es habe diese Steuer bereits so lange Zeit bestanden, daß sich durch die Regulierung des wirtschaftlichen Lebens eine Abwägung von der ärmer situirten Bevölkerung auf die wohlhabendere vollzogen habe, und daß ein Druck kaum noch empfunden werde. Handele es sich doch nur um ein und wieder um die Mehrausgabe von ein paar Pfennigen. Die Herren wissen sehr wenig, wie es Leuten zu Muthe ist, denen bei der Beschaffung von Lebensmitteln auch der Pfennig eine große Rolle spielt. Es giebt aber Menschen, denen selbst das gemeine Salz die Bertheuerung zu einem Luxusartikel geworden ist. Theoretische Auseinandersetzungen vermögen nur schwer das Verständniß für solche Dinge zu erschließen. Wohl aber läßt sich ein Blick in das Leben des Lebensharten erkennen. Und wo uns selbst dazu die Gelegenheit mangelt, helfen uns andere Verständniß die Darstellungen nach, welche große Menschenkenner aus dem Volksleben geschöpft haben. Hören wir einmal, was uns Turgenjew, der jüngst verstorbenen große russische Denker und Dichter, von dem theuren Salz erzählt, nicht in tendenziösem Hinblick auf deutsche Steuerfragen, sondern in der Erzählung: Einer alten Wittve raffte der Tod den einzigen, zweiundzwanzigjährigen Sohn dahin — er war der erste Arbeiter im Dorf. Die gnädige Frau, die Besessene dieses Dorfes, hörte, welches Leid, die Wittve betroffen, und suchte sie am Tage der Beerdigung auf. Sie fand sie im Hause. Mitten in der Stube vor dem Tische stehend, schob sie mit der rechten Hand (die linke hing kraftlos herab) die langsamen gleichmäßigen Bewegungen dünne Kohlsuppe aus einem verräucherten Löffel und führte den Löffel ununterbrochen zum Munde. Das Gesicht der Alten war trübe und abgemagert, die Augen roth und geschwollen; aber sie hatte eine feste, gerade Haltung, wie in der Kirche. „Mein Gott!“ dachte die gnädige Frau. „In einem solchen Augenblick kann sie noch essen... welch rohe Empfindungen haben doch all diese Leute!“ Und die gnädige Frau erinnerte sich, wie sie vor einigen Jahren, da sie ihr neunmonatliches Töchterchen verloren, vor Gram es abgelehnt hatte, eine schöne Villa in der Nähe von Petersburg zu mieten, und den ganzen Sommer in der Stadt geblieben war!... Und die Alte aß noch immer von ihrer Kohlsuppe. Endlich vermachte die gnädige Frau nicht mehr an sich zu halten. „Tschun!“ sprach sie. „Am Gottes willen! Ich bin erstaunt! Du hast deinen Sohn also gar nicht geliebt? Du hast nicht einmal den Appetit verloren?... Wie kannst du nur diese Kohlsuppe essen!“ „Mein Wassja ist todt“, entgegnete leise die Bäuerin, und von neuem rollten ihr bittere Thränen über die eingefallenen Wangen. „Nun ist auch mein Ende nahe! Lebendem Leibe hat man mir den Kopf genommen. Aber dann kann ich doch die Kohlsuppe nicht verkommen lassen: sie ist ja gesalzen.“ Die gnädige Frau zuckte nur die Achseln und entfernte sich. Sie belam ihr Salz billig.

b. Ein liebenswürdiger Bahnhofinspektor ist dem werth. Kürzlich verspätete sich der letzte Dampfer von Wilmersdorf zum letzten Zuge nach Berlin wegen Ueberfüllung, und die etwa 150 Passagiere hatten Aussicht, bis zum nächsten Morgen zu warten, unter ihnen zwei Militärs, die früh im Dienst sein sollten. Der Inspektor aber meldete bereitwillig den Vorfall telegraphisch nach Berlin und bald kam ein Friedrichshagener Extrazug und erlöste die Sitzengebliebenen aus ihrer peinlichen Lage.

g. Wie vorsichtig man selbst bei anscheinend geringfügigen Entzündungen an Körperteilen sein muß, zeigt folgender Fall. Die in der Krausenstraße wohnende Frau E., welche sich durch Waschen und Aufwartestellen ernährt, merkte vor einigen Wochen, daß sich an der Spitze des linken Fingers der rechten Hand eine Entzündung bildete. Sie achtete Anfangs nicht weiter darauf, bis sich an der ganzen Fingerspitze Eiter ansetzte. Nunmehr eilte sie zum Arzt, welcher Frau erklärte, daß der Finger sofort geschnitten werden mußte, da sich der Eiter bereits tief eingefressen hätte. Frau E. hatte

edlen Einflüsse, die ihn herabzogen in den Schlamm der Sünde, und die felsame Verkettung der Umstände, welche sein Unglück herbeiführten. Mit heißer Stirn und gerötheten Wangen saß ich und schrieb Stunde auf Stunde, fast die halbe Nacht hindurch.

Der Einsegnungstermin stand vor der Thür; mit heiligem Segenswünschen sandte ich mein kleines Opus hin nach dem heiligen Köln, um erwartungsvoll der Entscheidung des Komitees zu harren. Nur der Bruder wußte, um meine Bewerbung, und mit ihm zusammen baute ich auch die herrlichsten Luftschlößer über die Verwendung des Preisgeldes, wir sahen schon im Geiste im schaukelnden Rahne auf dem schimmernden Fluthe des Rheines, denn daß wir die heiligen Stadt — „der Wiege meines Ruhmes“ — Dankvisite abstatten wollten, stand fest beschlossene meinem Programm. Von Tag zu Tag steigerte sich meine erwartungsvolle Hoffnung. Da — endlich, Wochen Wochen waren vergangen, kam der Brief aus Köln. Spannung, Spannung — aber o weh, das Kouvert öffnete sich so schwer an — mir sank das Herz und richtig stand es:

„Beifolgend retourniren wir Ihnen höflichst dankend das eingesandte, sehr talentvoll geschriebene Manuscript. Wir können es leider nicht akzeptiren, da unsere gewählte Mitarbeiterin Frau Elise Vollo uns gerade mit dem Lebensbild derselben Persönlichkeit versehen hat, welches bereits der nächsten Nummer erscheinen wird. Die gewählte Schriftstellerin schöpft aus den sichersten Quellen und wir den Sie ersuchen, daß der geniale Komponist nicht anbrochenem Herzen gestorben, sondern noch heute als glücklicher Vater von fünf Kindern auf seinem Gute in Ostpreußen lebt.“

Welche Enttäuschung! Und gerade von Frau Vollo mußte ich besiegt werden! Was werden wir da wieder lesen bekommen von italienischen Brüdchen, Berlen, und Sentenzen? polterte ich in ohnmächtiger Reiberei. Sollen wir Menschenkinder noch daran zweifeln, daß wir unsere guten Geister haben, die uns beschützen, wir nur ihrer Stimme Gehör geben wollten! Aber doch nur meiner ersten Empfindung beim Ausschlagen. Zitatenreiches gefolgt: O si tacuissis, philosophus mansissis!

jedoch zu der kleinen Operation nicht den Muth und glaubte auf Obergäumtschlag die Entzündung bezw. das Geschwür aufzuweichen. Als dies aber nicht erfolgte und die Schmerzen immer zunahm, ging sie wieder zu dem Arzt, um sich den Finger schneiden zu lassen. Jetzt war es aber schon zu spät, denn der Eiter hatte bereits einen Theil des Knochens zerfressen und so mußte sich die Frau vor einigen Tagen einer Amputation unterziehen. Jetzt ist die Frau fürs Erste arbeitsunfähig und bereut ihren Leichtsin, daß sie nicht gleich dem Willen des Arztes gefolgt war.

N. Die Kunde von einem Mordversuch versetzte am gestrigen Tage die Bewohner unseres Nachbarortes Charlottenburg in Aufregung. Nach den genauen amtlichen Recherchen ist der Sachverhalt der folgende. Ein dort in dem Hofischen Lokale konditionierendes Dienstmädchen, welches mit einem in demselben Hause wohnenden verheiratheten Mann, einem Böttcher F., ein intimes Verhältnis gehabt haben soll, wurde als sie den Hof passirte, von der Frau dieses Mannes angehalten und mit einem schweren Dolspannen derart auf den Kopf geschlagen, daß das Mädchen eine klaffende, glücklicherweise aber nicht lebensgefährliche Kopfwunde davontrug. Das Mädchen wurde sofort in ärztliche Behandlung genommen, während Frau F. nach der Polizei sifitiert aber bald wieder entlassen wurde.

a. Unbekannter Selbstmörder. Ein gut gekleideter anscheinend den besseren Ständen angehöriger Herr wurde, wie uns mitgetheilt wird, am gestrigen Tage in den Waldanlagen bei Palensee an einem Baum erhängt gefunden. Da bereits die Leichenstarre eingetreten, so mußte die Anstellung von Wiederbelebungsversuchen unterbleiben. Befugis eventueller Melognosierung ist die Leiche des Selbstmörders, bei der keinerlei Legitimationspapiere vorgefunden wurden, nach Spandau geschafft worden.

b. Auf dem Alexanderplatz spielte sich gestern eine seltsame Szene ab. Eine Frau, die von irgend einem krankhaften Zufall betroffen worden war, schlug mit Händen und Beinen so um sich, daß ein halbes Duzend Männer sie nicht bändigen konnten. Ein Schutzmänn requirierte deshalb einen gerade vorüberkommenden Hundewagen, und auf diesem transportierte man die noch immer um sich schlagende Frau nach der Polizeiwache in der Georgenkirchstraße.

b. Eine peinliche Störung erlitt dieser Tage eine Landpartie nach dem Bächsee im Grunewald. Als die Gesellschaft sich im Walde mit Spielen auf das Beste amüßte, bemerkte sie in einiger Entfernung eine Dame, welche ein heftig weinendes Kind mit sich zog. Doch achtete man nicht weiter darauf. Als man jedoch zum Abendessen nach dem Hause des Forstwärters zurückkehrte, zeigte die Frau denselben den der Dame gehörigen Hut mit einem Bettel vor, der die Wohnung ihres Mannes, eines Ingenieurs, enthielt. Die Dame habe viel über ihr Leid geklagt und schließlich gesagt, wenn sie bis zum folgenden Morgen nicht zurückgekehrt sei, solle man ihren Hut an die beigestellte Adresse schicken. Das heftig weinende Kind habe mit ihr gewollt, aber sie habe beständig auf dasselbe eingeedet, es werde seine Mutter doch nicht verlassen. Die Stimmung der Gesellschaft war durch diese Mittheilungen völlig verwandelt, man machte der Frau Vorwürfe, daß sie Niemand gerufen habe und verließ sich dann nach allen Seiten, um nach den Verschwindenden zu suchen — aber vergeblich!

Eine Liebestragödie. Am Abend des 8. August ist in einem hiesigen Gasthof ein Kaufmann mit einem Mädchen, das er als seine Braut bezeichnete, abgestiegen. Da beide Verlonen sich in den nächsten Tagen nicht sehen ließen und die Thüre des von ihnen bewohnten Zimmers auf wiederholtes Klopfen nicht geöffnet wurde, ließ am Morgen des 11. August der Hotelbesitzer die von innen verschlossene und verriegelte Thür durch einen Schloffer öffnen. Das Mädchen wurde tot auf einer Chaiselongue liegend gefunden, mit einer Schusswunde an der rechten Schläfe und vor ihr sah man, auf den Knien, gleichfalls erschossen, einen sechsälufigen Revolver in der Hand haltend, ihren Geliebten. Eine zurückgelassene Liebestiftnotia bezeichnete als Grund des Selbstmordes ein unglückliches Liebesverhältnis.

Ein nicht legitimirter Weinliebhaber. Ein in einer hiesigen Weinkellerei in der Kronenstraße beschäftigter Arbeiter wurde am 7. d. M. von dem Kellermeister dabei abgefaßt, als er sich widerrechtlich eine Flasche Champagner vom Lager nahm und damit in einen Nebenraum ging. Zur Rede gestellt, leugnete der Bursche anfänglich, gab später jedoch zu, nach und nach 25 Flaschen Champagner gestohlen zu haben, und nannte noch zwei Hausdiener als Helfershelfer, die aus dem Geschäft aber bereits entlassen waren. Die Diebstähle an dem Wein scheinen von dem Arbeitspersonal seit längerer Zeit im umfangreichsten Maße ausgeführt worden zu sein, denn es ist festgestellt worden, daß nur allein an Champagner 300 ganze und 130 halbe Flaschen im Werthe von 1200 Mark innerhalb eines Jahres gestohlen worden sind.

Einer in der Pionierstraße wohnenden Hebeamme gingen vor einiger Zeit Briefe zu, in welchen ihr gedroht wurde, daß unerlaubte Kuren, die sie ausgeführt, zur Anzeige gebracht werden würden, sofern sie nicht eine gewisse Summe an den Bevollmächtigten des Briefschreibers zahlen würde. Da die Hebeamme sich keiner strafbaren Handlung bewußt war, so schickte sie die Briefe, die mit „Wolf auf Reisen“ unterschrieben waren, an die Kriminalpolizei, die den Briefschreiber, einen mehrfach bestraften Winkelkonsulenten Järide, wegen versuchter Erpressung festnahm.

Diebstahl. Gestern Nachmittag gelang es einem hiesigen Goldarbeiter, einen mehrfach bestraften Hochstapler, auf dessen Treiben von Nürnberg aus, von wo er im vorigen Jahre wegen Diebstahls ausgewiesen wurde, aufmerksam gemacht worden ist, beim Ladendiebstahl zu ertappen. Der „Kentier“ wurde in der Holzmarktstraße gelegenen Juwelierladen eine goldene Uhrkette für etwa 150 M. laufen, ließ sich mehrere Ketten vorlegen und eine von den vorgelegten im Werthe von 50 Mark in der Hand unter dem Handschuh verschwinden. Der Goldarbeiter bemerkte die Manipulation, ließ sich die Kette wiedergeben und bewirkte die Verhaftung des Schuls.

Polizeibericht. Am 11. d. Mts. Vormittags wurden ein Mann und ein Mädchen in dem Zimmer eines Hotels in der Friedrichstraße todt vorgefunden. Nach vorgefundenen Notizen hatten sich beide mittels Revolvers erschossen. Die Veranlassung hierzu scheint ein unglückliches Liebesverhältnis gewesen zu sein. Die Leichen wurden nach dem Obduktionshause geschafft. — An demselben Tage Nachmittags sprang ein Mann am Luisen-Ufer in selbstmörderischer Absicht in den Kanal, wurde jedoch ohne Schaden genommen zu haben, gerettet und nach der Wache des 42. Polizeireviere gebracht. Nachdem er wieder zur Vernehmung gekommen, begab er sich nach seiner Wohnung. — Um dieselbe Zeit fiel der Russische Steinbach, welcher in der Brunnenstraße neben seinem mit Wörstel beladenen Wagen einberging, in Folge Ausgleitens zur Erde und wurde überfahren. Er erlitt einen Beinbruch und mußte mittelst Drofschle nach dem Lazarus-Krankenhaus gebracht werden.

Gerichts-Zeitung.

Eine umfangreiche Betrugsaffäre beschäftigte gestern die 33. Abteilung des Schöffengerichts. Auf der Anklagebank befand sich der 32-jährige Buchhalter Ludwig Karl Turley, welcher beschuldigt war des Betruges in mindestens 24 Fällen. Anfang vorigen Jahres hatte bekanntlich die im Nothen Schloß domizillierte Kunst-Gewerbehalle die Konzession zur Veranstaltung einer Lotterie erhalten, welche 100 000 Loose à 1 M. umfassen durfte. Während die Firma Kolotniz den peluniären Theil dieses Unternehmens leitete, lag der eigentliche Vertrieb der Loose in den Händen des Direktors Fischer von der Ge-

werbehalle. Auf die Empfehlung eines Geschäftsfreundes bin engagierte Herr Fischer den Angestellten, am angesehenen Geschäftsleute, als Buchhändler, Zigarrenhändler, Konditoren u. zur Uebernahme eines Debits dieser Loose zu bewegen und der Angestellte entledigte sich auch seines Auftrages mit Geschick und Fleiß. Einige Monate waren vergangen, der Angestellte war längst wieder entlassen worden und mit den Geschäftsleuten, welche den Vertrieb der Loose übernommen, sollte abgerechnet werden. Da stellte sich heraus, daß der Angestellte sich in vielen Fällen — es sind 24 zur Kognition der Behörde gelangt — von den Looseabnehmern Vorstufte in Höhe von drei bis fünf Mark hatte geben lassen und dafür a conto der Kunst-Gewerbehalle quittiert hatte. Der Angestellte wollte im Termine glauben machen, die Geschädigten hätten ihm die Darlehen ihrer persönlichen Befanntschaft wegen gegeben und ihn allein für die Zurückgabe haftbar gemacht, die Beweisaufnahme unterstützte diese Deutung auch seineswegs. Der Gerichtshof gelangte zu der Ueberzeugung, daß der Angestellte sich im Sinne der Anklage vergangen habe und diktierte ihm dieierhalb eine Gefängnisstrafe von drei Monaten zu.

Nachwehen des Maurerstreiks. Der Maurer Feis Weimann wurde gestern durch Urteil der dritten Ferienkammer des Landgerichts I zu einer Gefängnisstrafe von 14 Tagen verurtheilt. Der Angestellte hatte bis zum 1. Juli d. J. auf dem Neubau Schöneleinsstraße 5 gearbeitet und sich dann den Streikenden angeschlossen. Als er am folgenden Tage sein Werkzeug abholen wollte, traf er auf dem Bau mit dem Maurer Neumann zusammen, welcher nach wie vor arbeitete. Weimann stellte ihn hierüber zu Rede und es kam schließlich zu Thätlichkeiten. W. wurde zur Haft gebracht und hat fast volle sechs Wochen in Untersuchungshaft verbleiben müssen. Diesem Umstande trug der Gerichtshof Rechnung indem er die erkannte Strafe — 14 Tage Gefängnis — für verbüßt erachtete.

Der denunzieren will, findet leicht die Veranlassung dazu. Der Buchbindergehilfe Emil Hof befand sich gestern auf der Anklagebank der 11. Abteilung des Schöffengerichts; sein bisheriger Brodher, der Buchbindermeister Schupp, Brüdenstraße 3, wollte ihn wegen Diebstahls bestraft wissen, weil er sich bei seinem Fortgange widerrechtlich in den Besitz eines Stückes Werkzeuges, eines sogenannten Schabemessers, welches neu fast eine Mark kostet und welches dem Meister gehörte, gesetzt haben sollte. Der Angestellte behauptete seine Unschuld himmelhoch und stellte den Vorfall folgendermaßen dar: Am betreffenden Morgen habe ihm der Meister mitgetheilt, daß er für kurze Zeit feiern müsse, da er keine Arbeit für ihn habe. Er, der Angestellte, sollte aber nach Verlauf von einigen Tagen wieder anfragen, es sei möglich, daß inzwischen wieder Bestellungen eingelaufen wären. Der Angestellte hatte nun seine Sachen zusammengepackt und allerdings ein dem Herrn Buchbindermeister Schupp gehöriges Messer mitgenommen, welches er zu einer Arbeit in seiner Wohnung benutzen wollte, dagegen zwei solcher Messer, die sein Eigenthum waren, aber erst geschärft werden mußten, in der Werkstätte zurückgelassen. Außerdem hatte er den anwesenden Lehrling ausdrücklich auf den von ihm vorgenommenen Tausch sowie von dem Grunde dazu in Kenntniß gesetzt. Da diese Angaben des bisher völlig unbescholtenen Angestellten, welcher unter Eiden beschwor, ihn nicht als Dieb zu brandmarken, durch die Vernehmung des Lehrlings in allen Stücken bestätigt wurden, so fällt der Gerichtshof ein freisprechendes Urteil. Der Angestellte habe allerdings eigenmächtig und unvorsichtig gehandelt, aber diese Handlungsweise als Diebstahl zu charakterisieren, liege durchaus kein Grund vor.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Auch die Bäckergehilfen treten allgemach in die Lohnbewegung ein. So haben in Bar men zur 30 Gesellen die Arbeit eingestellt, um einen allgemeinen Streik behufs Lohn-

Die Jahresberichte der Handelskammern gehen gemeinlich um die Lohnfrage herum, wie die Lage um den heißen Brei. Doch hört man auch in einigen Berichten die sonderbare Klage, daß die Industrie darniederliege, die Waarenpreise ständen sehr niedrig, die Fabrikanten erzielten keinerlei Verdienst und doch seien die Löhne nicht herabgegangen. Vernünftige Leute glauben dies nicht, aber es giebt auch noch genug unvernünftige Leute auf der Welt, für die gleichfalls Berichte abgefaßt werden. Besonders werden derartige Aufstellungen in den Bezirken gemacht, wo die Eisenindustrie herrscht. Nun macht der Jahresbericht der Handelskammer zu Limburg an der Lahn durch solche Fiktionen einen derben Strich. In diesem Bericht heißt es nämlich bezüglich des Bergbaues und der Eisenindustrie, daß die Löhne durchweg von 2 M. resp. 2 M. 20 auf 1 M. 50 Pf. resp. 1 M. 80 Pf. gesunken seien, also um 25 Prozent! Und so wie in diesem Handelskammerbericht ist es fast überall in Rheinland und Westfalen und Hessen-Nassau. — Der Unterschied ist nur der, daß man in Limburg behauptet, was man anderswo leugnet.

Stand der Streiks in England. Der Streik der Baumwollspinner in Oldham dauert noch immer fort und scheinen beide Seiten an der Nachgeben nicht zu denken. — In der Kohlengrube des Rarques von Londonderry haben 1500 Bergleute gekündigt, weil sie behaupteten, 20 Prozent weniger Lohn zu erhalten als andere Bergleute. — In Norfolk sind zwischen Farmern und Erntearbeitern Lohnunterschieden ausgebrochen. — Der Streik der Heizer und Matrosen in London dauert noch fort.

Fast sämtliche Tapezirergesellen haben in London die Arbeit niedergelegt. Dieselben verlangen eine wöchentliche Lohnhöhe von 4 Mark. Die Zahl der Streikenden beträgt 3000. Ob die eingeleiteten Unterhandlungen mit den Meistern Erfolg haben, kann man noch nicht beurtheilen.

Der Seefisch als Volksernährungsmittel. Welch hervorragende Rolle der Seefisch als Volksernährungsmittel spielt, zeigen einige statistische Nachweise, welche in der unlängst stattgehabten Versammlung der Londoner Fischergilde mitgetheilt wurden. Darnach werden an den Markt Billingsgate, den Zentralpunkt des Londoner Fischhandels, täglich 500 Tons Seefische geliefert — ein Quantum Nährstoffes, welches dem Fleische von etwa 14 000 Hammeln gleichkommt. Rechnet man den Verzehr Londons gleich einem Drittel des Bedarfs der britischen Gesamtbevölkerung, so ergibt sich, daß der Jahresverbrauch an Seefischen quantitativ dem Nährwerth von 12 1/2 Millionen Hammeln gleichsteht. Dem entsprechen auch die Betriebsverhältnisse der englischen Hochseefischerei, welche ein Kapital von 5 Millionen Pfund Sterling (100 Millionen Mark) repräsentiert und 200 000 Menschen ihren Lebensunterhalt gewährt.

Vereine und Versammlungen.

Eine öffentliche Schuhmacherversammlung tagte am Montag Abend in Keller's Salon, Andreasstr. 21, um über die Bestrebungen der Innung und die Neubildung einer solchen zu berathen. Das Referat hatte Herr Schuhmachermesster Meyner übernommen, während Herr Basewitz die Verhandlungen leitete. Der Referent bedauerte, daß es durch den schwachen Besuch der Versammlung den Anschein gewinne, als ob gerade im Schuhmachergewerbe das Interesse an der Allgemeinheit weniger vorhanden sei als anderswo, obgleich die bedrängte Lage gerade die Schuhmacher zu regem Denken über die Verbesserung derselben veranlassen sollte. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens herrschte in Folge des Kampfes zwischen Altem und Neuem, Werdendem und Vergehendem eine große Unzufriedenheit und besonders auf wirth-

schafflichem Gebiete ein Unbehagen, das nur aus diesem Kampfe heraus zu erklären sei. Die Erkenntniß, daß das Handwerk gegenüber dem heutigen Maschinenbetriebe seinen goldenen Boden verloren, nicht mehr die Sicherheit der Existenz garantire, bemächtigte sich immer weiterer Kreise und machte es möglich, daß man längst überlebte Institutionen als Heilmittel gegen soziale Schäden anpreisen könne. Nach einem kurzen historischen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung der Innungen bezeichnet es der Vortragende als im höchsten Grade auffällig, daß die Innungsbestrebungen weniger von Handwerkern als von hochgeborenen Leuten ausgingen, deren Vorfahren die schlimmsten Gegner der Innungen, des Handwerks gewesen. Leute, die nicht produktiv selbstthätig sind, zu dem Handwerk in gar keiner Beziehung stehen, suchen demselben jetzt plötzlich aufzuhelfen, weil sie erkannt haben, daß sie die unter den Handwerkern jetzt herrschende Unzufriedenheit vortreflich für ihre Sonderzwecke benutzen könnten. Um zu verhindern, daß der Hebel an der richtigen Stelle eingesetzt werde, suchen diese hochgeborenen Herren die Handwerker durch Belebung abgestorbener Institutionen von dem eigentlichen Ziele abzulenken, und es sei bedauerlich, daß eine große Zahl besonders von Kleinmeistern den Verdesuf noch nicht erkannt habe. Der Vortragende sucht nun nachzuweisen, daß die Schuhmacherrichtung schon ihrer Zusammenfassung wegen nicht im Stande sei, irgend welche Verbesserung zu schaffen. Denn neben einer kleinen Zahl von solchen Meistern, welche wirklich auf Bestellung Kundenarbeit fertigen, besteht der größere oder doch bestimmende Theil der Mitglieder aus Leuten, welche Handel treiben und diese suchen durch Errichtung von Börsen und Schuhmarkthallen auch noch die auswärtigen Genossen auszunutzen. Die große Zahl der kleinen Innungsmeister aber wissen nur nicht, wohin sie sich zu wenden haben, sonst würden sie überhaupt nicht dort bleiben. Die von der Vergebung veruchten Mittel seien absolut ungenügend und die zur Schau getragene Sorge um die technische Ausbildung der Lehrlinge sei nur ein Vorwand, um den Rüstern billige jugendliche Arbeitskräfte zu verschaffen. Es sei eine Ironie, ein Hohn auf das Gesetz, welches den Innungsmeistern das alleinige Halten von Lehrlingen garantiert, wenn die Innung Leute aufnehme, die niemals ein Handwerk erlernt hätten. Der Bestger der „Goldenen 110“ sei mit vielen anderen Innungsmeister geworden, obgleich er gar nicht Schneider sei und ebenso verhalte es sich in vielen Fällen auch bei anderen Gewerben. Unter lebhaftem Beifall geißelt der Redner das ganze Prüfungswesen mit seinen bekannten Auswüchsen und kommt zu dem Schluß, daß eine Verbesserung der Erwerbsverhältnisse im Schuhmachergewerbe nur zu erreichen ist, wenn Meister und Gesellen sich zusammenschließen, gegen die Neubelebung alter absterbender Institutionen energisch front machen und sich nicht durch die heuchlerische Freundlichkeit der ritterschafflichen Helfer täuschen lassen. Auch die Bestrebungen der neuen Innung könnten dauernden Erfolg nicht haben, sondern durch Regelung der Arbeitszeit und Aufbesserung der Lohnverhältnisse müsse Wandel geschaffen werden. In der sehr eingehenden Debatte sprechen sich die Herren Kern, Baginsky, Thiel, Klinger u. A. im Sinne des Referenten aus. Herr Baginsky bezeichnet die beabsichtigte Neubildung einer zweiten Innung als das Werk einer Streberpartei, die unter Führung der Herren Aurin und Emmel nur ihr Geschäftsinteresse fördern wolle. Solchen reaktionären Bestrebungen müssen die Schuhmacher mit allen Kräften entgegenzutreten. Nach einem kurzen Schlußwort des Referenten nimmt die Versammlung eine Resolution an, in welcher sie sich mit den Ausführungen des Herrn Redner einverstanden erklärt, gegen die Bestrebungen der Innungen zu wirken verspricht und die Schuhmachermesster und Gesellen auffordert, dem Unterstützungsverein der Schuhmacher herbeizutreten. Zur Vertheilung kam in der Versammlung eine Petition an den Reichstag für gesetzliche Maximalarbeitszeit und gesetzlich bestimmten Minimallohn; ferner zu Gunsten einer gesetzlichen Bestimmung, daß der Staat in den Gefängnissen nur für seinen eigenen Bedarf produzieren darf.

Der Fachverein der Marmor- und Granitarbeiter hielt am 10. d. M., Alte Jakobstr. 44, eine Versammlung ab mit der Tagesordnung: 1. Vortrag des Steinmezer Herrn Hofmann über „die Nothwendigkeit einer Organisation der Marmor- und Granitarbeiter.“ 2. Diskussion. Referent giebt zunächst einen kurzen Ueberblick über Zweck und Ziele der Fachvereine, weist dann auf die Lohnreduktion und die schlechten Verhältnisse der Industrie in den letzten Jahren hin und bezeichnet als Ursache die schrankenlose Produktion. Eine Verbesserung sei nicht zu schaffen durch Innungen oder Gewerbe-Aussstellungen u. Die Arbeiter und Handwerker müßten bessere Zustände zu schaffen suchen durch feste und gesunde Veruiss-Organisationen. Als einen Uebelstand erkennt Redner, daß ihm bekannte Marmorarbeiter, welche in hiesigen Fabriken beschäftigt sind, des Sonntags und nach der üblichen Arbeitszeit, in kleineren Geschäften noch arbeiten und somit den etwa feiernden Kollegen den Lebensunterhalt abschneiden. Diesen Mifständen sei nur abgeholfen durch tüchtige Agitation in den Werkstätten, deren Arbeiter noch nicht dem Verein angehören. Ferner brachte Redner einen Fall zur Sprache, wo ein Arbeiter statt dem vereinbarten Alford 3 M. 50 Pf. Tagelohn bekam. Diese Manipulation sei nur zu verbüßen, wenn ein Schiedsgericht existirte, wie es vom Fachverein der Tischler in einer Petition an den Magistrat in Vorschlag gebracht wurde. Einen einheitlichen Lohnsatz durchzuführen, sei jetzt nicht die geeignete Zeit, wohl aber würden bei einer etwa eintretenden Arbeitseinstellung die Steinmezer und Berufsgegnossen den Marmorarbeitern hilfsbereit zur Seite stehen. Nach dem mit großem Beifall aufgenommenen Referate erfolgte eine lebhafte Diskussion, in welcher alle Redner sich mit dem Referenten einverstanden erklärten und versprachen, alle Uebelstände bald zu beseitigen. Auch wurde ein Mitglied als gemäßigter Betrachter, da dasselbe wegen Festhaltens des vereinbarten Lohnes vom Fabrikanten Herrn Lauchart entlassen wurde. Bis zum anderweitigen Unterkommen wurde dem Kollegen eine angemessene Unterstützung gewährt. Es wurde noch beschlossen, in nächster Zeit eine öffentliche Versammlung einzuberufen, um über die Lohnfrage speziell zu berathen.

In der Versammlung des Fachvereins der Schmiede, welche am 10. August in Gradow's Bierhallen tagte, hielt Herr Dr. Benkendorf einen Vortrag über „Feuerbestattung“. Der Referent führte zunächst die nachtheiligen Folgen der Vererdigung der Leichen an. Wenn beim Verwesen der Leichen das Untergrundwasser hinzu trete, so löse das Wasser den Körper auf in tauende kleiner Theilchen, welche, wenn das Wasser wieder zurücktritt, in demselben verbleiben und so den in der Nähe befindlichen Brunnen zugeführt werden. Dann gelangten so die giftigen Theile durch das Trinken des Wassers in den menschlichen Körper, was unbedingt nachtheilige Folgen haben müsse. Es entständen daraus oft Diphtheritis- und Cholera-Erkrankungen. Der Verbrennungsprozess sei dagegen unschädlich und billiger. Es beliefen sich die Unkosten auf 10—12 Mark. Redner meint, es könne höchstens die religiöse Frage von den Angehörigen der Verstorbenen in Betracht gezogen werden, er weist jedoch darauf hin, daß dieselben Formalitäten, wie bei der Beerdigung in Anwendung kommen können. Die Leiche würde dann (statt ins Grab) in den Ofen versenkt und durch einen daneben befindlichen Behälter erbigte Luft (600 Grad Celsius) zugeführt, welche die Leiche zu Asche verbrennt, diese wird den Angehörigen in einer Urne zugefellt, welche sie an irgend einem Orte beiseite lassen können. Der Vortragende, Herr Hoffmann, machte hierauf bekannt, daß der Verein für Feuerbestattung eine Petition an den Reichstag einreichen will und ersucht die Kollegen, welche sich dafür interessieren, sich durch Namensunterschrift daran zu betheiligen. Herr Dr. Benkendorf hatte Petitions-Formulare mitgebracht. In der Diskussion sprachen wohl mehrere Mitglieder ihre An-

stimmung darüber aus, jedoch führte Herr Matthes an, daß uns das Arbeiterschutzgesetz jetzt weit mehr interessieren müsse, als der Verein für Feuerbestattung. Wer sich jedoch dafür interessiert, könne sich ja untersuchen. Zum Schluß machte der Vorsitzende bekannt, daß die nächste Versammlung am 24. August im Vereinslokal „Gratweils Bierhallen“ stattfindet.

Im Bezirksverein des werkhätigen Volkes im 29., 30. und 31. Kommunalwahlbezirk hielt am Dienstag, den 11. d. M., im Restaurant Siemund, Linienstr. 8, Herr Rechtsanwalt Freudenhal einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Rechtsschutz im Gewerksleben“. — Redner weist auf die in Arbeitgeber- sowohl wie in Arbeitnehmerkreisen herrschende Unklarheit über den Rechtsschutz hin, erläutert durch zahlreiche Beispiele die Pflichten und Rechte des Arbeitnehmers bezüglich der Akkord- wie der Lohnarbeit betreffs Fertigstellung übernommener Arbeiten, empfiehlt Einführung von Gewerbegerichten und erwähnt, daß diese Forderung keineswegs eine neue sei, indem schon seiner Zeit in Götting und Pögnitz derartige Gerichte existierten, leider aber durch die Theilnahmslosigkeit der Massen wieder eingegangen seien. Redner giebt zu, früher selber Gegner der Laiengerichte gewesen zu sein, aber die gemachten Erfahrungen hätten ihn eines Anderen belehrt. Er erwähnt die Anwesenheit, in jedem Falle einer Streitigkeit mit dem Arbeitgeber, in welchem der Arbeiter mit dem ergangenen Urteil der Gewerbe-Deputation unzufrieden zu sein vermeine, sich sofort nach dem Amtsgericht in der Neuen Friedrichstraße hinzubehalten, da der zehntägige Termin zur Einlegung der Berufung viel zu kurz bemessen sei, zumal innerhalb dieses Zeitraums auch der Arbeitgeber eine Zuschrift über die eingelegte Berufung von Seiten des Gerichts erhalten muß. — An der Diskussion theilnahmte Herr Kunze, der ebenfalls energisch für Einführung von Gewerbebeschleßgerichten plaidierte. — Zum Punkt **Verhältnisse** übergehend, wurde beschlossen, am 30. August eine Partie nach Grünau resp. Köpenick zu veranstalten. Treffpunkt und Zeit wird seiner Zeit bekannt gemacht werden. — Gelegentlich einer Mittheilung des Herrn Lüddecke, daß gegenwärtig die Fragebogen in Betreff der Enquete über die Sonntagsruhe zirkuliren, und wie selbiger in Erfahrung gebracht, die Arbeiter besonders und nicht unter Einfluß der Arbeitgeber zur Beantwortung der Fragen herangezogen werden, entspannt sich eine lebhafte Debatte, an welcher sich in hervorragender Weise Herr Rechtsanwalt Freudenthal theilnahmte, der auf Grund eines vorliegenden Exemplars die Fragen einer näheren Beleuchtung unterzieht und nachdem ferner noch einige andere Redner ihre Ansichten dahin kundgegeben, daß einzelne von ihnen sich von der Sache das gewünschte Resultat versprechen, andere aber die ganze Sache absolut verwerfen, nimmt noch Herr Gulsche das Wort, um die Enquete zu kritisiren. Als Redner hierbei auch auf das Sozialistengesetz zu sprechen kam, erhob sich der die Versammlung überwachende Polizeibeamte, um die Versammlung aufzulösen, der Vorsitzende erklärte zu gleicher Zeit die Versammlung für geschlossen. — Schließlich sei noch erwähnt, daß die nächste Sitzung ebenfalls mit Vortrag am 25. August im obenerwähnten Lokale abgehalten wird und daß außer in den Sitzungen der Kassirer Herr Emil Franke, Saarbrückerstr. 6, neue Mitglieder aufnimmt.

Der **Fachverein der Schneider** hielt am Montag, den 10. August, in Niesl's Salon, Kommandantenstr. 71-72, eine General-Versammlung ab. Auf der Tages-Ordnung stand: 1. Quartalsabrechnung und Abrechnung vom letzten Vergnügen. 2. Erledigung wichtiger Anträge. 3. Verschiedenes. Nach der Abrechnung hat die Kasse einen Bestand von 90 M. 72 Pf. Die Abrechnung des Vergnügens am 3. Pfingstfeiertage in Sabel's Brauerei schließt ab mit einem Ueberschuß von 52 M. 70 Pf. Der zweite Punkt der Tages-Ordnung konnte nicht erledigt werden, indem die Antragsteller momentan nicht in Berlin waren und wurde deshalb dieser Punkt bis zur nächsten Versammlung vertagt. Zu „Verschiedenes“ entspann sich eine lebhafte Debatte über Vereinsangelegenheiten, indem von Seiten der Mitglieder Vieles im Verein als direkte Vernachlässigung der Vereinsinteressen angesehen wurde. Die Mitglieder, um welche es sich handelt, werden zur nächsten Vorstandssitzung eingeladen, um darüber Klarheit zu schaffen. Sodann verliest der Vorsitzende eine Anfrage, welche dahin lautet: warum hat der Fachverein nicht schon längst Stellung zum Arbeiterschutzgesetz und Normalarbeitstag genommen? Diese Frage wurde vom Vorstandstisch aus von Herrn Hartfuß dahin beantwortet, daß dies durch verschiedene Verhältnisse im Schneidergewerbe vernachlässigt worden sei, jedoch wurde im Allgemeinen von den Mitgliedern verlangt, in aller Kürze eine öffentliche Schneiderversammlung für Meister und Gesellen einzuberufen mit der Tages-Ordnung: Arbeiterschutzgesetz und Normalarbeitstag.

Den Mitgliedern des Arbeiterinnenvereins zur Nachricht, daß heute (Donnerstag), Abends 8 Uhr, in Gratweils Lokal, Kommandantenstraße 77-79, ein geselliges Zusammensein stattfindet. Gäste sind willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Kranken- und Begräbniskasse für die im Berliner Gärtnerei- und Bronzeergewerbe beschäftigten Personen (Eingeschriebene Hilfskasse Nr. 60). Außerordentliche Generalversammlung Donnerstag, den 13. August, Abends 8 Uhr, in Vaumbach's Kasino, Prinsensstr. 94. Tagesordnung: 1. Wahl eines Bevollmächtigten sowie dessen Stellvertreter zur Unfallversicherung.

Die **Droschkenbesitzer** halten heute Abend 9 Uhr im Saale des Handwerkervereins, Sophienstr. 15, eine Versammlung ab, mit der Tagesordnung: 1. Wie verhalten wir uns gegenüber dem in der Presse veröffentlichten Artikel, betreffend die Abänderung des Droschken-Tarifs. 2. Besprechung über Bildung eines neuen Vereins, zur Vertretung unserer gemeinsamen Interessen. 3. Freie Diskussion.

Vermischtes.

Wie viel Zeitungen giebt's in der Welt? Eine genaue Beantwortung dieser Frage ist kaum möglich, doch lassen sich wenigstens annähernde Schätzungen aufstellen, die zu interessanten Resultaten führen. Der Pariser „Figaro“ giebt die Gesamtzahl der Zeitungen auf 35 000 an, so daß auf je 40 000 Menschen eine Zeitung käme. In Europa, wo nach dieser Statistik 20 000 Zeitungen erscheinen, steht Deutschland mit 5500, darunter 800 täglichen, obenan. Sodann kommt Großbritannien mit 4000, darunter 800 täglich erscheinenden und Frankreich mit zusammen 4092, aber nur 360 Tagesblättern. Italien hat 1400 Blätter; es erscheinen davon 200 in Rom, 140 in Mailand, 120 in Neapel, 94 in Turin und 79 in Florenz, und als das älteste Blatt wird die „Gazzetta di Genova“ genannt. Oesterreich-Ungarn publizirt 1200 Blätter, davon 150 täglich. Spanien hat ungefähr 850 Blätter, wovon ein Drittel politisch, Rußland nur 800, wovon 200 auf Petersburg und 75 auf Moskau kommen. Mehrere der russischen Blätter erscheinen in 3 Sprachen, 4 in französischer, 3 in deutscher, 2 in lateinischer und 2 in hebräischer Sprache, daneben einige in der Sprache der Polen, Finnen, Tataren und Georgier. In Griechenland erscheinen über 600 Zeitungen, davon 54 in Athen, in der Schweiz 450, in Holland und Belgien je 300. Der Welttheil Asien hat 3000 publizistische Organe, davon kommen nicht weniger als 1000 allein auf Japan; die einzigen Organe in China dagegen, welche von den Residenten in den Vertragshäfen herausgegeben werden, sind der „King-Pao“, offizielles Organ für Peking, der „Chen-Pao“ und der „Su-Pao“ in Shanghai und das im letzten Jahre in Korea ausgegebene Regierungs-Journal. Drei Blätter erscheinen in französisch-Cochinchina und eines in Tongking, „l'Avenir du Tonkin“. Alle übrigen auf Asien gezählten Organe, mit Ausnahme von 6 persischen, erscheinen in Indien. In Afrika erscheinen nur 200 Zeitungen, wovon 30 in Egypten, die übrigen in den französischen und englischen Kolonien. Von den 12 500 in den Vereinigten Staaten (davon 1000 täglich erscheinenden periodischen Zeitungen ist das älteste Blatt die „Boston News“, zuerst 1794 erschienen. Nicht weniger als 120 Blätter werden in den Vereinigten Staaten von Negern herausgegeben, das älteste derselben, der „Elevator“, zuerst vor achtzehn Jahren in San Francisco. Kanada hat 700 Zeitungen, worunter viele französische, und im Süden steht die Argentinische Republik an erster Stelle mit 60 Blättern. Australien hat 700 Zeitungen, die Sandwich-Inseln 8, wovon 5 in englischer und 3 in der Eingeborenen-Sprache erscheinen. Von den aufgeführten 35 000 periodischen Zeitschriften erscheinen 16 500 in englischer, 7800 in deutscher, 6850 in französischer, 1600 in spanischer und 1450 in italienischer Sprache.

Kleine Mittheilungen.

Helmstedt, 10. August. Am 5. August, so erzählt der „G.“, waren zwei Knaben von 12 und 13 Jahren aus dem benachbarten preussischen Städtchen Neuhaldensleben entlaufen, um wie sie sich vorgenommen, Räuber zu werden. Dieselben trafen hier ein und begaben sich bald nach Braunschweig zu, lehrten aber gestern nach hier zurück, gingen nach dem Klara-Bad und speisten, nahmen aber nach eingetommener Mäßigkeit, ohne zu zahlen, Messer und Gabel mit sich. Der Kassier bemerkte dieses und jagte ihnen nach. Da erschien der richtige Augenblick, sich als Räuber zu zeigen, denn der eine der Räuber feuerte aus einem Terzerol zwei Schüsse auf den Kassier ab, glücklicher Weise ohne Verletzung. Darauf suchten sie das Weite, schwammen durch einen Bach, wurden aber in dem nach dem Dorfe Behndorf angehalten. Der ältere Knabe entkam, nachdem er auch noch einen Schuß auf den betreffenden Festnehmer abgefeuert hatte. Der jüngere Knabe, der sich nicht bändigen lassen wollte, wurde gebunden und im Dorfe festgehalten. Des Abends erschien schon der Vater und holte den hoffnungsvollen Jungen fort. Der andere wird auch bald ermittelt werden. — Offenbar haben die Jungen ihren Verstand durch das Lesen von obligaten Schauererzählungen gerrüttet.

Gotha, 8. August. Gestern wurde hier die 250. Leichenverbrennung vollzogen.

Petersburg, 8. August. In der kaiserlichen Reichsbank ist ein großartiger Betrug verübt. Die „Nowosti“ berichten darüber: Der Betrug, obgleich im März d. J. vollführt, kam erst jetzt zu Tage, und zwar Dank einer einfachen Zufälligkeit. Unter der Zahl der Depositen der kaiserlichen Bank befindet sich auch Oberst Kolonin, der frühere Verwalter der kaiserlichen Gewerkefabrik in Sestroretsk, welcher die respektable Summe von 220,000 Rubel in zinstragenden Papieren angelegt hatte. Länger als ein halbes Jahr war Herr B. nicht in der Reichsbank erschienen. Die letzten Zinsen auf seine Papiere, und zwar für das letzte Halbjahr des vergangenen Jahres, hatte er im Januar-Monat erhoben und weil die Kuponen seiner Papiere für das verfloßene erste Halbjahr dieses Jahres am 1. Juli fällig waren, erst jetzt in der Reichsbank vorgeprochen und zwar Donnerstag, den 25. Juli. Herr B. hatte sein formelles Gesuch um Herausgabe seines Depositums nebst Aufweis der resp. Nummer der ihm gehörigen Papiere einem Beamten der Bank eingereicht. Nachdem das Gesuch die verschiedenen Instanzen der Buchhalterei passiert hatte und residirt worden war, wendete sich der qu. Beamte unter Kundgebung großer Verwunderung mit der Frage an Herrn B.: Was soll denn das heißen, daß Sie bereits das zweite Mal Ihre Einlagen verlangen? — Denn das zweite Mal? Ich habe bis jetzt nichts erhalten, erwiderte B. — Erlauben Sie, Ihr Depositum bereits Ihrem Bevollmächtigten ausgehändigt worden. Ich habe gar keinen Bevollmächtigten und habe überhaupt Niemand beauftragt, mein Kapital zu erbeben. Bestürzung war nicht gering bei dieser Ankündigung und vermehrte sich noch, als Herr B. die Quittung der Reichsbank über Deponirung genannter 220 000 Rubel vorlegte während dieselben dem vermeintlichen Bevollmächtigten Herrn B. auf Grund notarieller Vollmachten, natürlich fälschlicher, schon im März ausgehändigt worden waren. Sofort eingeleitete Untersuchung wird natürlich bald Licht über jene skatante Bankdefraudation bringen und die Gerichtskronik entscheiden um einen grandiosen Betrag reicher werden. Wie man hört, soll es den in die Untersuchung abkommandirten Detektiven bereits gelungen sein, die Spur der Verbrecher zu kommen. Dieselben hatten, leicht erklärlich ist, vollauf Zeit gehabt, die Papiere an die Hände zu bringen und umzuwerfen. Trotzdem soll Aussicht vorhanden sein, wenn nicht die Papiere selbst, so doch die gezahlten Summen zu erhalten.

Sprechsaal.

Die Redaktion stellt die Benutzung des Sprechsaals, soweit Raum und Interesse zur Verfügung; sie verwahrt sich aber gleichzeitig dagegen, in Ansehung desselben Identifizirt zu werden.

An alle Gewerkschaften und Arbeiter Berlins!
Auf Grund der Vorkommnisse in der Delegirten-Versammlung der Berliner Tischler vom 11. August und der in letzter Zeit vorgekommenen Zerplitterungen in Betreff der Angelegenheit des Herrn Ködel bin ich verpflichtet, im Namen sämtlicher Berliner Arbeiter die bewiesenen und mir bekannt gewordenen unstatthafter Verwendungen von Arbeitergroschen seitens des Herrn Ködel, Hauptkassirer der Tischler-Lohnbewegung, öffentlich bekannt zu machen. Ich habe deshalb eine öffentliche Arbeiter-Versammlung, zu der hauptsächlich Tischler Berlins eingeladen sind, zum Sonntag, den 16. August, Vormittags 10 Uhr, in Kellers großem Saal, Andreaskirchhof 1, einberufen. Bitte sämtliche Gewerkschaften, wenn möglich dieses in Betreff Einberufung von Versammlungen berücksichtigen zu wollen; gleichfalls erwarte ich, daß Herr Ködel an diesem Tage keine andere Versammlung berufen wird.

Heinrich Künzel, Tischler, Ballistadenstr. 9, bisher Mitglied der Lohn-Kommission der Tischler Berlins.

Briefkasten der Redaktion.

A. R. Zeughostr. Gehen Sie am Sonnabend zwischen 8-10 Uhr nach der Lausitzerstr. 52 bei Rische der Stalitzerstraße. Es befindet sich dort eine Zahlreiche Central-Kranken- und Sterbekasse der Fabrik- und Arbeiter beiderlei Geschlechts, wo Sie sichere Auskunft erhalten werden.

Stellmacher V. Versammlungsberichte dürfen Sie auf einer Seite des Papiers schreiben.

A. T. Friedenstraße 1a. Wir werden Ihnen das gewünschte zuwenden.

G. E., Bergmannstr. Wäre uns die Notiz zugegangen, so hätten wir dieselbe aufgenommen.

Theater.

Opernhaus.
Heute: Der Trompeter von Säckingen.

Schauspielhaus.
Heute: Keine Vorstellung.

Belle-Alliance-Theater.
Heute: Sein Stedensped.

Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
Heute: Der Großmogul.

Ostend-Theater.
Heute: Die Goldgräber.

Central-Theater.
Alte Jakobstraße 30. Direktion: Adolph Ernst.
Heute: Zum 13. Male: Die wilde Rave. Gesangsposse in 4 Akten von W. Mannstädt, Musik von G. Sieffens.

Nach jahrelangem Hegen gezwungen, Deutschland zu verlassen, sage ich allen guten und ehrlichen Freunden ein herzliches Lebewohl.
Bremen, den 8. August 1885. [1890]

Max Sendig.

Guldermann's Salon, Saal hochelegant, mit ansehl. Nebenräumen z. Kränzchen, Ballen, Kommerzen, Versamml. u. z. höchst sol. Bed.
Nach: Th. Kammerz, Kommandantenstraße 72, Nur 1 Treppe.

Das Sommerfest des Fachvereins der Schlosser u. Berufsgen., verbunden mit Sommernachtsball, zum Besten seiner hilfsbedürftigen Mitglieder findet am Sonnabend, den 15. August, in Th. Kellers's Kaffeehaus, Hasenbade, statt. Für Belustigungen aller Art ist bestens Sorge getragen. Billets à 25 Pf. sind zu haben bei Kluge, Wulsdorf, 22, 1; Faber, Nollstr. 18; Meng, Bergstr. 74. Kinder sind frei. Freunde und Gönner des Vereins sind hiermit bestens eingeladen.
Das Komitee. [1886]

August Herold
Berlin SO., 112 Skalitzerstrasse 112.
Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin
Eigene Fabrik. Solide Preise. Prompte Bedienung.

Vereinigung deutscher Metallarbeiter.
(Mitgliedschaft Berlin Süden.)
Donnerstag, den 13. August, Abends 8 1/2 Uhr, bei Wolf u. Krüger, Stalitzerstr. 126:
Mitglieder = Versammlung.
Tages-Ordnung:
1. Vortrag des Herrn Kanitz über: Die Naturheilmethoden.
2. Das Verhalten des 1. Bevollmächtigten der Mitgliedschaft Berlin Süden und die Stellung der Mitglieder hierzu. [1888]
3. Wahl eines Revisoren.
4. Verschiedenes und Fragelasten.
Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gäste willkommen.
Der Vorstand.

Montag, den 17. August 1885, Abends 8 1/2 Uhr, findet in Heise's Salon, Lichtenbergerstr. 21, eine außerordentliche
General-Versammlung
der Ortskrankenkasse der Böttcher Berlins
statt. — Tagesordnung: Soll die Kasse weiter bestehen oder nicht? — Zu dieser Versammlung müssen sämtliche gewählte Delegirten erscheinen. [1889]
See mann, Vorsitzender.

Avis.
Der Arbeitsnachweis des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter befindet sich nach dem Stalitzerstr. 18 bei Stramm.

Versammlung
des Arbeiter-Bezirksvereins Gemüthlichkeit für Reinickendorf und Umgegend
am Sonntag, den 16. August, Vormittags 11 Uhr. ? ? ?
Referent: Schuhmachermeister Friedrich Arnold Bernau. G. Desterreich, Vorsitzender.

Der Arbeitsnachweis der Schlosser
befindet sich bei Herrn Oberst, Alte Jakobstr. 66.

Wäsche wird in und außer dem Hause gewaschen, auch werden Namen gestickt und Strampfen strikt bei Fr. Böhm e., Grünauerstr. 11, Hof 3 Tr.
Die Nr. 19 der humoristischen Blätter
„Der wahre Jacob“
ist erschienen und in der Exped. des „Berl. Volksbl.“ zu haben.